Unauflösliche Bande.

Roman

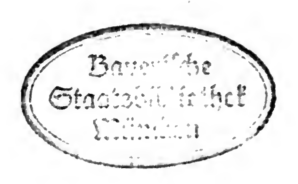
von

Luise Ernesti
(Malvine von Humpracht).

Erster Band.



Leipzig, 1869.
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.



Man ist im Leben so leicht geneigt, an idyllisch gelegene Häuser den Maßstab der Idylle überhaupt zu knüpfen, und in welch' lebhaftem, ja schroffem Gegensatze steht doch nur zu oft der Frieden, der eine von der Welt abgeschiedene, von der Natur reich bedachte Wohnstätte der Menschen umgiebt, zu all dem Jammer, all dem Elend, das die Mauern im Innern bergen.

Friede, tiefster Friede umwob auch von Außen jenes einsame, malerisch gelegene Haus in den bayrischen Hochlanden, das inmitten der Alpen festgeschlossenen Ketten, zwischen grünen blumenreichen Matten, von sanft aufsteigender Höhe dicht bewaldeten Vorberges so freundlich aus prächtiger Ahorngruppe vortrat und zum weiten Thal herniedersah.

Der ganze kleine Bau mit seinem traulich wohnlichen Aussehn schien nicht nur von guter Fee in diese öde Gebirgswelt getragen zu sein — auch treu von ihr behütet zu werden. — Und welch' dunkle

Stunden waren doch hinter jenen hellen Mauern verlebt! — welch' schwere Kämpfe dort durchrungen von der ernsten schönen Frau, die sich in dem stillen Thale im Frühlinge 184* ansiedelte und seit acht Jahren da wohnte! — Sah man sie jetzt, wo sich die Züge ihres Gesichts in Ruhe gleichsam versteinert hatten, suchte man vergeblich mehr nach jenem Ausdruck, der einstmals alle Linien beherrscht — der so unverkennbarer Abdruck bedeutender Lebensschicksale gewesen und dies Antlitz selbst den weniger denkenden und combinirenden Naturen ihrer ländlichen Umgebung so interessant gemacht, daß sie oft untereinander gefragt: „wie mag nur ihre Vergangenheit gewesen sein — was sie hierher, in diese Einsamkeit getrieben haben?“ —

Nun, — um die Zeit, wo wir die Bekanntschaft der abgeschieden von der Welt lebenden Frau machen, — da blickte das Auge so ruhig, als habe nie das flammende Licht der Leidenschaft darin geleuchtet, — da war es so klar, wie wenn es nimmer durch Thränen getrübt sei. Die Stirn hatte jene düstern Schatten verloren, die dauernder Kampf mit traurigen Verhältnissen dahin geworfen — und still, immer stiller waren die Züge geworden, die so oft durch ihren Ausdruck des Kummers und Schmerzes Zeugniß davon abgelegt, wie nicht sterben

wollte, was sie hier in Einsamkeit und Abgeschiedenheit begraben. — Ja, ruhig schien sie jetzt zu sein — still war's in ihr geworden bei diesem abgeschlossenen Leben — nur das Bessere im Erdendasein, „der Frieden", lag ihr noch immer fern und auch auf diesen Gewinn deutete keine Linie ihres schönen Gesichts.

Wir finden jene Frau an einem milden, hellen Frühlingsabend in dem Zimmer ihres Hauses, das ihr Privatgemach und Lieblingsaufenthalt ist. Die ganze Ausstattung desselben verräth nicht allein den gebildeten Geist und Geschmack, der da gewaltet — auch, daß des Daseins hohes Glück und Zierde hier nicht fehlt: „das Talent" — dieser Segen aller Einsamkeit und Abgeschiedenheit — der die Einsamkeit nicht einsam sein läßt, die abgesteckten Grenzen der Alltäglichkeit bis in's Unendliche zu erweitern vermag und das Leben in einer Weise verschönt und erheitert, wie nur der weiß und zu würdigen versteht, dem ein guter Genius dieses Gebietes geheimnißvollen Zauber erschlossen — diesen Quell reinster Freuden eröffnet hat.

Dort inmitten des weiten schönen Gemaches der herrliche, reich mit Musikalien bedeckte offene Flügel, — da die Staffelei, wo auf der Leinewand in täuschender Treue fast völlig schon die Alpen-

landschaft wiedergegeben ist, in welche man durch die geöffneten Thüren sieht, die zur Altane vor dem Hause führen, — hier der bequeme Schreibtisch in der tiefen Fensternische, — jene Bücherschränke, welche die eine Wand des Zimmers einnehmen, — bald weite Lücken zeigen, bald das bunte Durcheinander häufigen Gebrauchs, all Dies spricht für die Thätigkeit eines Geistes, den wohl nur mächtige Gründe angetrieben hatten, mit der Welt zu brechen und fern von den Menschen Ersatz in Anderm zu suchen und zu finden, als Leben und Geselligkeit bieten.

Unbenutzt ist in der Abendstunde aber die ganze reichhaltige Umgebung, wo wir das idyllische Haus betreten, und in dem wohnlich schönen Gemache findet eine Scene statt, die, wie klein und kurz auch immer, uns scharf einen der Gegensätze zeigt, die das Innere eines poetischen Asyles so oft gegen jenen Frieden bilden, der ihre Stätte wohlthuend von Außen umweht.

Mit ihrem ruhig klaren Auge und Antlitz — mit der ganzen festen Entschlossenheit, die Wille und Charakter den Zügen gegeben haben, steht die ernste Frau — dem Anschein nach kalt und unbeweglich — vor jener zarten jugendlichen Gestalt, die sich in der Sekunde ihr in höchster Aufregung zu Füßen wirft

und flehend unter Thränen ruft: „O laß dies Wort nicht Dein letztes sein, geliebte Mutter!“

Jenes Verwandtschaftsverhältniß unter beiden Frauen würde kaum ein genauer Beobachter herausgefunden haben, denn da war keine Aehnlichkeit in ihren äußern Erscheinungen — sondern größter Gegensatz in all Dem, was den Typus bedingt und, als vorzüglich wirkend oder vortretend, gleich beim ersten Blick in's Auge springt; — auch würde vielleicht Niemand die ältere der Damen bereits so alt gehalten haben, schon Mutter einer vollständig erwachsenen Tochter zu sein. Dennoch war es so.

Magdalene, die älteste Tochter eines ungarischen Magnaten, des Grafen Gohari, heirathete mit achtzehn Jahren. Ihr einziges Kind, das jetzt diesem Alter auch nahe stand, wurde im ersten Jahre ihrer Ehe geboren und Magdalene feierte daher schon ihren siebenunddreißigsten Geburtstag. Trotz dieses Alters, — trotzdem sie seit ihren ersten Jugendtagen den Schmerz auf ihren Lebenspfaden fand, dieser nicht von ihr wich und sie Jahre lang in den aufreibendsten, in den widrigsten Verhältnissen sich bewegte, war dies Alles doch nicht mächtig genug gewesen, den Zauber einer Schönheit zu vernichten, die das Unglück ihres Daseins geworden.

Eine untadelhafte Hautfarbe, Zähne von seltnem Schmelz, reiches schwarzes Haar, dazu Augen von eben so schönem Schnitt wie Ausdruck, unterstützten bei Magdalenen Formen und Linien in Antlitz und Gestalt, die man stets classische genannt. — So blendend die Mutter, so lieblich die Tochter. Eine jener Erscheinungen, die man „wie aus Licht und Luft gewoben" bezeichnet; — ein Aeußeres, das den Eindruck machte, einer Gestalt dieser Erde nicht anzugehören, sowie es denn auch schien, als sei weder Körper noch Seele mit hinreichender Kraft ausgerüstet, des Lebens unausbleibliche Lasten und Leiden zu tragen.

Auch jetzt brach das junge Mädchen wie niedergeschmettert zusammen, als die Mutter auf ihre flehende Bitte mit einer Ruhe, die an Unerschütterlichkeit grenzte, sagte: „Es ist mein letztes Wort, Estella."

Magdalene wandte sich damit von der Tochter ab. Sie trat rasch, wie um die peinliche Scene völlig zu beenden, hinaus auf die Altane und zog die Thüren an. Dort stand sie scheinbar eben so ruhig und unbewegt, wie sie sich eben im Zimmer gezeigt hatte; es war, als ob sie nur Auge und Sinn habe für jenes Bild, das die Natur ihr bot: Jene mächtige Kette der Alpen mit ihrem ewigen

Eis und Schnee der Gletscher, auf der in diesem Augenblick des Abendlichtes Farbe in rosiger Ver klärung lag.

Wohl war die Landschaft niemals herrlicher als um diese Tageszeit, umhaucht von diesem Ton des Lebens und über ihr ein Abendhimmel mit solcher Pracht des Sonnenunterganges, mit diesen Gebilden von Wolken, alle durchströmt und umsäumt von goldiger Helle, mit leuchtendem Glanz! — Dazu des Frühlings erstes Grün, der Blüthen weiße Fülle an Strauch und Baum, und all dies junge frische Leben getaucht in jenen weicheu Duft des ersten Abenddämmerns, das sich im Thale ausgebreitet hatte, — den anmuthigsten Gegensatz bildend zu des weiten Horizontes Licht und Helle — zu jenen schimmernden Bergen mit ihrer rosigen Gluth. — War dieser Anblick wohl geeignet, nur Bewunderung zu erwecken — Magdalenen trieb er noch zu Anderem: zu Vergleichen. Jene Ruhe, die sie oft so steinern erscheinen ließ, wich aus Aug' und Zügen, als ihre Blicke jetzt die hoch in's Blau des Aethers ragenden Gletscherkronen streiften und unwillkührlich sagte sie: „So unvergänglich wie dies starre Eis, mein Leid — so flüchtig wie hier dieser Farbenschein, mein Glück im Leben!“ —

Die Erdenlaufbahn Magdalenens, wo der

Schmerz in ernstester Gestalt schon frühe an sie heran getreten war und das Leid — in ewig neue Formen sich kleidend — immer von Neuem vor ihr stand, — wo Nichts trügerischer gewesen, als ihr Hoffen auf Ruhe — diese wie die Wogen des Meeres fort und fort wiederkehrenden Stunden des Wehs, dies mußte Alles ihre Nerven doch so gestählt haben, jene Unbeweglichkeit im Aeußern zur Schau tragen zu können, die sie soeben dem wilden Verzweifeln ihres einzigen Kindes entgegen gestellt hatte und wiederum an den Tag legte, als plötzlich Neues und völlig Ungewohntes sie durch die Tochter ereilte. Es war Widerstand gegen ihren Willen, auf den sie am wenigsten gefaßt und vorbereitet gewesen.

Magdalene hatte ihr Kind zwar keineswegs zu willenlosem Werkzeuge in ihrer Hand herangebildet und knechtischen Gehorsam nie gefordert — Estella aber doch so gewöhnt, der Mutter Wort zu ehren und ihren Willen zu erfüllen. Sie hatte der Tochter einsichtsvoll die Wege ihres Handelns vorgezeichnet und da stets nur ernste Gründe sie zu festen Entscheidungen bestimmt, nimmer Einspruch oder Widerstand geduldet.

Vielleicht war ein unbedingtes Eingehen auf ihre Wünsche der Tochter um so geschickter anerzogen worden, als Magdalene von der Seite des Lebens

wohl gegen den Sturm gesichert bleiben wollte, den ein widerstrebend, eigenmächtig handelnd Kind so oft und leicht als verheerendsten Stoß in das Dasein der Eltern zu tragen vermag. Mit diesem guten Gewöhnen verband sich bisher bei Estella jene abgöttische Verehrung, die schon den Gedanken der Mutter zu errathen gesucht, bevor er noch die Formen des Willens angenommen und sich in Worte gekleidet hatte. So war es denn bis zu diesem Abend ein selten schönes, ein überaus friedliches und freundliches Verhältniß gewesen, das zwischen Mutter und Tochter bestanden. Nie hatte ein Streit oder gar ein Kampf unter ihnen stattgefunden, kaum eine Meinungsverschiedenheit sich geltend gemacht und stets Rücksicht der Liebe die Hand gereicht, um zu dem Glück, das ihr gegenseitig inniger Verband den Herzen bot, noch den Segen dauernder Einigkeit zu fügen.

An dem Abend nun zum ersten Mal ein Wechsel und Alles anders! — in der Stunde zum ersten Mal ein Widerstand des Kindes gegen Wort und Willen der Mutter — nicht nur das bisher nie vorgekommene Wagniß: fortzusetzen und wieder aufzunehmen, was Jene beendet und in so entschiedener Weise beendet hatte — nein, jenes Schlimmere — die Absicht: „um jeden Preis zu siegen!“

Estella hatte in den Augenblicken, wo sie nach kurzem Ueberlegen der Mutter nachgeeilt war und plötzlich vor Magdalenen stand, Alles abgestreift, das an ihr den Eindruck machte von Sanftmuth und völlig willenloser Abhängigkeit — selbst Schwäche, welches Letztere allerdings meistens durch ihr ätherisch zartes Aussehn bedingt wurde. Sie hatte sich wie mit Zauberschlag umgewandelt und bewies nun deutlich, daß sie nicht ohne Erbtheil der Mutter geblieben, daß eine starke Seele in dem zarten Körper wohnte — ein fester Wille und solche muthige Entschlossenheit, wie Der nur eigen war, der sie im Aeußern so gar nicht glich. — In Magdalenen hatten Verhältnisse mehr und mehr ausgebildet, was an Charakter und Willen in ihr lag — bei Estella machten dem Anschein nach die Umstände Anderes aus ihr, als wozu die Natur sie gestempelt.

Dies junge Geschöpf, das noch eben wie niedergeschmettert am Boden gelegen und nur Worte des Flehens gehabt, stand nun als Handelnde da, die ruhig forderte, was dem Wunsche, den Bitten versagt geblieben war. Wie kalt und leblos auch das feine Antlitz aussah, in seiner starren unheimlichen Weiße, die blauen Augen glänzten tief und dunkel und deuteten der Seele und des Herzens

regstes Leben: den Kampf des Willens und der Leidenschaft. Die weichen Züge — eben noch mahnend an den stillen Frieden eines Engels — an die volle Unschuld eines jungen Kindes — waren wundersam verändert durch die plötzlich aufgewachte Ueberzeugung, daß der Mensch nicht allein zum Leiden und Dulden, auch zum Handeln geboren sei. Kraft und Energie lag jetzt so klar in all den feinen Linien ausgeprägt, daß Magdalene auf den ersten Blick, den sie auf Estella warf, erkannte, es sei dem Mädchen bitterster Ernst mit jenem Kampf, den sie beginnen wollte — es sei der Preis ihres Handelns ein andrer, als der dem Kinde bisher so heilig gewesene: „die Wünsche der Mutter zu ehren — sich in Demuth zu beugen einer höhern Einsicht, jenem stets bewunderten Verstande, der einem zerstörten Leben seine besten Chancen abgerungen und nicht nur mit widrigem Geschick gekämpft, auch dessen schlimmste Klippen glücklich umschifft hatte.“ —

Erkannte Magdalenens scharfes Auge auch auf jenen ersten Blick die bei Estella eingetretene Veränderung und ahnte jenen Sturm, der sie aus Aug’ und Zügen ihres Kindes bedrohte, sie beherrschte ihr Staunen, und als das Mädchen vergeblich nach Worten rang, fragte sie mit sanftem liebevollen

Ton, der allein schon geeignet gewesen wäre, die lodernden Flammen der Leidenschaft zu besiegen: „Du wünschest noch Etwas, meine liebe Estella?“

„Ja, Mutter — Auskunft und Erklärung! — Das, was Du sagtest, kann und darf Dein letztes Wort nicht in der Sache sein, — Du mußt mich hören — mußt zu Anderm Dich entschließen.“

„Dich hören?“ wiederholte Magdalene sanft, „ließ ich Dich nicht Alles sagen? — Meine Entschlüsse ändern?“ setzte sie ruhig, aber sehr entschieden hinzu: „Wann that ich das je, mein Kind? — Du weißt, ich handle nicht, bevor ich überlegte — ja reiflichst Alles erwog. Die Leidenschaft hat keinen Raum mehr in mir und was ich also beschloß, geschah in Ruhe und weil es also sein mußte.“

„Warum soll es so sein — weshalb?“ rief Estella heftig.

„Warum? — Glaubst Du, Estella, Dich könnte nie erreichen, was schon mein Unglück war: der Fluch, der an jenem unauflöslichen Bande haftet? — Meinst Du, als ich mich in den Schleier hüllte, der Dich ja mehr noch schützen sollte denn mich, geschah das ohne Grund oder auf kurze Zeit? — Gewiß nicht! — So, wie es war, so muß es bleiben; ein freies Handeln ist Dir nicht erlaubt! — jenes

Geheimniß darf nicht zu Tage treten. Du mußt es bewahren — am besten zu vergessen suchen!"

„Das kann ich nie!"

„So rede mindestens nicht mehr davon, mein liebes Kind."

„Das muß ich und Du mußt mir Deine Gründe alle sagen, die Dich zu dem Verlangen bestimmen."

Das bleiche Gesicht Magdalenens, das trotz dieser Blässe den Ton der Frische und des Lebens hatte, wurde förmlich geisterhaft; — durch die dunkeln Augen flogen Schatten, wie Estella sie nimmer so finster gesehen — die Lippen bebten und preßten sich so fest zusammen, wie wenn sie nie mehr Anderes thun, als schweigen wollten.

„Mutter!" fuhr Estella beharrlich fort, als Magdalene sich abwandte, „ich lasse Dir keine Ruhe, bis ich die Gründe Deines Verlangens erfahren habe."

So beharrlich das Mädchen fragte, so beharrlich schwieg die Mutter und sah dorthin, wo die Schatten stärker wurden — die letzte Helle schwand.

„Mutter!" rief das leidenschaftlich gewordene Kind im fremdesten Tone — im Tone der Bitterkeit — „sieh mich doch mindestens an, damit ich weiß, mich überzeuge, daß Du es bist — Du die da von mir verlangt, die Wahrheit zu verschweigen."

Magdalene erfüllte dieses Begehren. Es wand… sich Estella aber ein so von Schmerz zerrissenes Antlitz zu, das sie entsetzt darauf hinstarrte, n… wie wenn sie die sonst so ruhige Mutter ni… wieder erkenne, und als sie dann sogar die Thränen in den klaren Augen sah, war rasch die kühne sto… Sicherheit dahin, mit der sich das junge unerfahren… Herz zum Kampf gerüstet — in die Flucht geschlagen all die bösen Geister, die in der Seele Widerstand erweckt und grollend sich empört hatten, gegen ein Wesen, das ihrem Glücke sein Alles geopfert!—

Die Hände Magdalenens ergreifend, die kalt wie Eis waren und ihren Stützpunkt an dem Simse des Altangeländers gesucht, — fiel Estella zurück in den Ton heißen Flehens und bat mit jener Innigkeit, die ihre Stimme so lieblich, ihr Wesen so unwiderstehlich machten: „Vergieb — o um Gott vergieb, geliebte Mutter, daß ich so sprechen, Dir so wehe thun konnte!“

Magdalene schritt etliche Male auf der Altane hin und her. Als sie endlich vor Estella stehen blieb, war der Sturm der Aufregung, der so plötzlich über sie gekommen, beschwichtigt und ihr stilles Antlitz erhellte das lieblichste Lächeln, als sie zärtlich, freundlich sagte: „Sieh nicht so erschrocken aus, mein Liebling!“

„Hast Du verziehen — oder kannst Du nicht, Mutter?"

„Du fragst, als ob Du nicht wüßtest, wie ganz unmöglich mir wäre, Dir, Dir meiner guten Estella zu zürnen! Namentlich, geliebtes Kind, heute, wie könnte ich Dir da böse sein, — bei diesem unglücklichen Falle, der den ersten bittern Schmerz in Dein bis dahin so sorgenfreies Leben trägt und wo der Verhältnisse Macht ein Opfer von Dir verlangt, das nicht leicht zu bringen ist — wenn, Gott sei Dank, auch nicht so schwer, wie Dir in Deiner Aufregung erscheint."

„Die Macht der Verhältnisse?"

„Einzig diese, liebe Estella, und zwar Verhältnisse, die ich nicht zu ändern vermag."

Magdalenens Stimme bebte ein wenig — durch Estella's schlanke Gestalt flog ein merkliches Zittern, als sie ernst entgegnete: „Ich kenne diese Verhältnisse doch auch, geliebte Mutter — mir aber will deren Macht nicht stärker scheinen, als jene, die mich Rudolf gegenüber zur Offenheit, zur Wahrheit zwingt. Ich halte Letzteres für ganz unbedingt nöthig."

„Und doch, Estella, ist's unmöglich, daß Du ihm Jenes sagen darfst, das Deine Vergangenheit betrifft. — Er darf's nicht wissen! — Niemand soll

und braucht zu erfahren, was als Flecken auf Deinem jungen Leben angesehen werden könnte."

„Aber ich — ich kann's ihm nicht verschweigen, Mutter," rief das Mädchen entschieden und mit blitzendem Auge, mit glühender Wange.

Magdalene sah prüfend auf ihr Kind. Hatte sie schon zuvor erkannt, es lebten in Estella andere stärkere Wünsche, denn jene: die Mutter zufrieden zu stellen — so sah sie nun ein, wie diese andere neue Macht, die in dem jungen Herzen herrschte, eine völlig unumschränkte war, sie und ihr Wille dagegen dem Mädchen Nichts galten und sie das Eine nur im Auge hatte, das ihr ein Alles geworden. Einen Moment schien es, als erläge Magdalene dem Schmerzlichen des Eindrucks; doch schnell faßte sie sich und sagte ruhig: „Du meinst, Du könntest nicht, Estella. Was sein muß, mein Kind, das muß der Mensch erlernen zu thun und das Schicksal, dem wir uns zu unterwerfen haben im Leben, fragt nicht, ob wir wollen, ob wir können, wenn es mit seinen Bestimmungeu und Entscheidungen an uns herantritt und oftmals unsere liebsten Wünsche kreuzt. — Sei endlich überzeugt: Dein Schweigen, was ich fordere, muß auch sein! — Dein Widerstand ist ganz vergebens. — Nollte ich das Heer aller mich zu dem Verlangen bestimmenden

Gründe auf, Du würdest, wie ich, das eiserne Muß der Nothwendigkeit erkennen. — Ich thue das nicht und bitte Dich einfach, mir zu glauben und — zu Deinem eignen Besten — um Deines Glückes, Deiner Liebe willen — von der Sache zu schweigen."

Estella brach in Thränen aus, rang in Verzweiflung ihre Hände und bat noch einmal leidenschaftlich: „Laß mich's wagen, Mutter; — laß mich Alles sagen und bekennen — die Offenheit ist besser."

„Genug, Estella! — Ende jetzt diese Scene, die mir entsetzlich ist. Jedes Wort, was Du noch sagst, ist so vergeblich, wie Deine bereits gesprochenen, — es geht nicht anders."

„Mutter — auch Du kannst, was Du willst — o mach' es möglich, daß ich reden darf!"

Magdalene blickte jetzt auch momentan voll Verzweiflung um sich, rang auch die Hände und sprach hastig: „Mein Gott, mit was soll ich Dich überzeugen?"

Da fiel ihr Blick auf jenen letzten Sonnenstrahl, der nur den einen der Gletscher jetzt mehr streifte, und sie sagte: „Sieh, Estella, dorthin! — Kaum daß es tagt, berührt der Sonne erstes Licht die Spitze jener Höhe, — streift sie Jahr aus, Jahr ein, liegt Sommers sengend auf des Eises starrer Kuppe,

verläßt sie auch im Winter nicht — und dennoch steht und bleibt dort unverändert, was eine strenge Macht in Banden hält. — So fest, mein Kind, bin ich geschmiedet an ein Etwas, das der Mensch Verhängniß heißt und ich die Fessel nenne, die mich hält. — Wie schwer sie ist — Du weißt es nicht, — wie unzerreißbar — Du ahnst es nicht; doch rüttelst Du daran, so unterminirst Du mir einzig den Boden, auf dem ich mein letztes Glück: den Frieden und die Ruhe dieser Existenz, gerettet habe! — Du sagst mir oft, ich sei nicht glücklich — ich aber bin's, Estella, wenn ich hier, wo ich Ruhe im Leben gefunden habe, auch ruhig sterben kann. Das ist mein letztes Hoffen — ich bitte Dich — zerstöre mir es nicht."

Magdalene blickte mit Augen auf ihr Kind, die tausendfache Bitte enthielten, und lebhaft rief Estella: „Es sei denn zu Ende, Mutter! — Ich kann Dich so nicht sehen, — nur Das mußt Du wissen: kann, darf ich nicht reden, so muß ich heute noch an Rudolf schreiben und Alles — beenden."

„Was verstehst Du darunter?"

„Ihm sagen, daß ich nicht die Seine werden kann — daß uns ein Etwas trennt und — wir geschieden bleiben müssen, da ich vor ihm Geheimnisse habe."

Magdalenens Augen nahmen einen wunderbaren Ausdruck an, als sie fest ihre Hand auf Estella's Schulter legte und ruhig sprach: „Und das nennst Du Beenden — heute noch Alles beenden? — Ach, Estella!" rief sie lebhaft und die Stimme bebte in seltsamer Weise, „dies Beenden, Dich loszusagen von dem Herzen, das Dich liebt und Dir ein Gott geschenkt — Kind, Kind, Du weißt nicht, daß das kein Ende, nur erst der Anfang ist — der Beginn einer Kette von Leid, Weh und Jammer, die Du durch Jahre trägst und die Dich maßlos elend machen würde, so fort und fort mit Dir herum zu schleppen. Dagegen ist an Schmerz die heutige Stunde nichts! — Beenden? — Wie leicht das klingt — so schwer gethan. — Und wenn da mit dem Willen nur das Vollbringen Hand in Hand ginge! — Aber nein, es ist nicht zu beenden, was sich fest in die Seele schrieb, wie jetzt bei Dir, und das Herz giebt nicht auf, was es so treu gehalten! — Der Schmerz um solches Ende, das kein Ende hat, ist ewig. — Und wem es beschieden, solches Leid, der hat erst Ruhe vor seinen Gedanken, wenn der Tod das Herz gebrochen; — so lange das Erinnern währt, so lange auch die Pein, das Weh um das Verlorene! Bis aber jenes Ziel erreicht ist, das endlich uns erlöst — wie furchtbar diese

Jahre — wo nicht nur der Tag, nein, oft die Stunde Ewigkeiten enthält.“ —

Magdalene hielt inne — ihrer Tochter war, als kenne sie jetzt die so lange, die so heiß ersehnte Geschichte ihres Lebens, und die wenigen, mit bebendem Ton geredeten Worte erschlossen ihr mit einem Male Alles, was sich bisher in tausend ungelösten Räthseln um die Erscheinung der Mutter als undurchdringlicher Schleier gewoben hatte. — Sah Estella nun aber auch in dunkler Gestalt das Elend vor sich, das die Mutter ihr geschildert hatte, fühlte sie plötzlich, wie schwer es sein mußte, wenn deren starker Charakter so bitter darunter gelitten; — bebte sie einen Moment davor zurück, solch eine Last, so trostloses Geschick auf sich zu nehmen, — ein kurzes Ueberlegen beendete ihr Schwanken. — Das zarte Geschöpf hatte eher den Muth, dies so unertragbar Geschilderte zu tragen, denn Jenes, das die Mutter von ihr verlangte. — Vielleicht trieb sie eine finstere Vorahnung des Schrecklichen, das jenes kleine Opfer — wie Magdalene es genannt — nach sich zog, zu dem Entschluß, denn zusammenschaudernd rief sie entschieden: „Ich habe keine Wahl — ich kann Rudolf nicht hintergehen.“

„Selbst dann nicht, Estella, wenn es Dein — sein Glück ist, zu schweigen?“

„Mein Glück? — o nein, Mutter, ich, ich kann nie glücklich sein, wenn ich mit Lug und Trug an seine Seite trete.“

Magdalene sah entsetzt empor — schien so erschüttert durch den schlichten Einwurf, wie Estella nicht geahnt, sie aufzuregen. Nur mühsam faßte sie sich unter dem verwunderten Blicke ihres Kindes — schwer schien es ihr zu werden, zu sprechen, denn völlig tonlos klang die Frage: „Wie kommst Du darauf, von — von Betrug zu reden?“

„Ist das denn kein Betrug, wenn ich ihn täusche?“

„Nein! — Ich sagte Dir bereits: nur ein Opfer sei's, das Du den bestehenden Verhältnissen bringst, und zwar auf meinen Willen bringst.“

„Erfordert aber das Verhältniß, in dem ich jetzt zu Rudolf Wallberg treten wollte, — meine Pflicht als seine Gattin, — nicht ein unbedingtes Vertrauen? — O Mutter, Mutter, sage mir um Gott: kann, darf denn ein Weib solch ein Geheimniß vor dem Manne haben, wie das meine ist?“ —

„Deine Argumente sind schlicht und richtig; — indessen darfst Du nicht vergessen, daß Du auch Rücksicht auf das Lebensglück noch anderer Personen zu nehmen hast, deren Stellung Du bedrohst, sowie Du offen redest.“

„Anderer? — Wen bedrohe ich?“

Ein düsterer Schatten legte sich über das ruhige Antlitz Magdalenens — die Tochter kannte seinen Ursprung nicht und die Mutter dankte im Geheimen Gott dafür, daß Jene nicht ahnte, wie sie ihr das Herz mit solchen Fragen zerriß. — Ein Lächeln erzwingend sagte sie ruhig: „Wie Du heute verwandelt bist, Estella, und mich inquirirst, als sei ich Dir Rechenschaft über Dinge schuldig, die mich und mein vergangenes Leben ganz allein betreffen."

„Ich frage nur nach Dem, was in mein Glück eingreift, um es für ewig zu zerstören."

„So bringe das Opfer und — Du bist glücklich: schweige!"

Noch einmal harter Kampf, dann der alte Entscheid: „Ich kann nicht — laß mich schreiben, Mutter."

„Und wenn das fast eben so schlimm — vielleicht schlimmer, als Dein Reden ist?" rief Magdalene heftig.

„Wie wäre das möglich, Mutter? Ich will ihm ja nur sagen, daß ich ein Geheimniß vor ihm bewahren muß — und dies uns trennt, da er ein volles Vertrauen von mir jetzt verlangt und zu der Forderung doch auch vollkommen berechtigt ist."

„Und sagte ich Dir nicht, rütteltest Du an Dem, was die Kette ist, die unser Verhältniß umschließt,

so unterminirtest Du mir den Boden, worauf ich mein letztes Glück gebaut?" —

Estella erzitterte bei dem Blick des Vorwurfs, der diese Frage begleitete; ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen, als die Mutter traurig fortfuhr: „Wie ist es Dir nur heute möglich, mich so zu martern und zu quälen und Schweres mir so unertragbar zu machen! — Ich fasse nicht den Geist, der in Dich gefahren ist — denn liebst Du auch Deinen Verlobten, ist das noch nicht der Grund, die Mutter völlig außer Acht zu lassen."

„O Mutter — Mutter, rede nicht so! — Ich kann ja nur das Eine nicht, ihn, den ich liebe, zu hintergehen — ich meine auch, es ist ein Unrecht, das sich rächen müßte." —

„So willst Du also reden oder schreiben?"

„Ja!"

Magdalene stand etliche Sekunden wie gelähmt nach dieser Entscheidung. Stirn und Augen senkten sich unter der Wucht ernster Gedanken und der Sorgen Heer überwältigte sie ersichtlich. Dann aber raffte sie sich auf in alter Energie, überblickte ihre Lage, ihre Verhältnisse, faßte ihren Entschluß und wie schwer auch dieser war, — sie wehrte dem Kummer — sie scheuchte das Leid, barg ihr Empfinden unter jener äußern Ruhe, die sie dem pochenden Herzen

längst als Schild und Schirm gegeben hatte, auf daß die immer wieder andringenden Stürme des Lebens dies starke Herz nicht völlig überwältigen sollten. Ruhig, ohne allen Groll und jede Bitterkeit, sagte sie denn auf der Tochter Entscheid: „Gut, Estella — handle wie Du mußt und für das Beste hältst! — Ich habe nun Alles versucht, Dich umzustimmen — aber vergeblich, und zwingen kann und will ich Dich nicht, denn dem Zwange sah ich noch niemals Gutes entsprießen. — Nur Eins muß ich Dir noch sagen: Schreibst Du heute noch an Rudolf — dann auch Das: wie mit diesem Briefe unsere Existenz in diesen Bergen beendet ist, aufgegeben das Asyl sei, in dem er Dich gefunden habe und daß fortan unsere Heimath stets die Stätte wäre, möglichst fern von ihm, — unereichbar — unauffindbar für ihn!“ —

Todesangst malte sich in des Mädchens Zügen — sie fragte entsetzt: „Was willst Du thun?“

„Was ich dann muß: dies Haus für ewig mit Dir verlassen.“ —

Magdalene trat mit diesen ruhig und entschieden gesagten Worten zurück in ihr Zimmer. Der Anblick ihres kleinen stillen Hafens, in dem sie Ruhe gefunden hatte, überwältigte sie völlig. Sie brach in Thränen aus, warf sich in eins der Sophas,

die in der Tiefe der Stube standen und weinte bitterlich. Wie hastig aber sprang sie auf, als Arme sie umschlangen, als Thränen sich mit ihren Thränen mischten, und streng, wie sie noch nicht gesprochen hatte, rief sie: „Laß mich allein!“

„Nicht eher, bis ich Deine Verzeihung erlangt habe.“

„Verzeihung? — für was?“

„O nicht so, Mutter, geliebte Mutter!“

Magdalene strich liebkosend über ihres Kindes weiche Locken und sprach fast feierlich: „Ich weinte wahrlich nicht über Dich, Estella. — Es ist ja möglich, daß es besser so ist, wie Du willst — wer kann das voraus wissen? — Was mich ergriff, es war der Gedanke, von Neuem heimathlos zu sein und durch die Welt zu irren, wie einst, wie Du noch wissen wirst. — Und damals war noch Jemand bei uns, der uns stützte. — Jetzt? — Es lebt kein Percival Dracy für mich mehr, Estella, und wie das Ende von Dem sein wird, das Du gezwungen bist, über uns zu bringen, — Gott mag es wissen. — Wie immer — das gelobe ich Dir in dieser Stunde: kein Vorwurf soll Dich jemals treffen — ich trage, was auch kommt, mit Dir geduldig und ergeben.“

„O Mutter, sprich nicht so — Du darfst nicht

von hier fort. Ich weiß es ja, nur hier, in dieser Abgeschiedenheit, bist Du geschützt."

„So war es — doch, ich bin es nicht mehr, nachdem Rudolf Wallberg Deinen Brief erhalten hat. — Sieh mich nicht so erschrocken an. Es ist so und kann nicht anders sein, vermöge jenes Verhängnisses, das über meinem Leben ruht. — Käme Rudolf nach dem Briefe und — er würde kommen, — ihm zu begegnen wäre mir fast eben so entsetzlich, wie Jenem, vor dem wir uns seit Jahren verborgen haben." —

„Ich will ihm schreiben — er soll nicht kommen, Mutter. — Bleibe — bleibe mindestens so lange, bis ich seine Antwort habe."

„Mit Deinem Briefe an ihn, der ihm enthüllt, daß ein Geheimniß schon auf Deinem jungen Leben lastet — da ist mein Bleiben hier zu Ende und mit dem Briefe verlassen wir bereits dies Haus — verlassen es für immer. Das ist beschlossene Sache! — Seine Antwort abwarten? — Diese Antwort würde einzig die sein: hierher zu eilen und nachzuforschen, ob das Geheimniß wichtig genug, Euch zu trennen — oder glaubst Du wirklich, Estella, er würde nur schreiben? — Nein, das kannst Du nicht denken, noch weniger, daß er so zahm sich in Das finden würde, was Du beschlossen. Ein Mann wie Rudolf

Wallberg, — ein Mann, der so tief empfindet, so starker Leidenschaften fähig ist, wie er — der wird sich wahrlich nicht beim ersten Schatten, den Du über seine Wünsche hindernd legst, so still bescheiden, der wird sich niemals ein Glück, in das er trunknen Auges schaut, so willenlos entziehen lassen. — Nein, nein, Estella, — er bewies uns Anderes, bewies mir namentlich, daß sein Wille eben so stark wie sein Herz ist und Das festhält, was er sich einmal als Eigenthum errungen hat. Sei überzeugt, Estella, ehe wir's ahnten, wäre er hier."

Ein süßes Lächeln des Glücks, eine rosige Gluth auf Stirn und Wangen des Mädchens bestätigten in reizendster Weise Magdalenens Ansicht — jedoch, wie rasch erstarb Beides, als die Mutter mit bebender Stimme fortfuhr:

„Du kannst Dich, wie ich weiß, noch jenes Leids erinnern, Estella, das ich einst ertragen mußte und wie Du mir einmal gestanden, mit einer Geduld hingenommen hätte, die Du stets bewundern würdest. — Gestehe ich Dir nun jetzt, mein Kind: daß Rudolf Wallberg wiederzusehn — nachdem Du ihm so geschrieben, wie Du willst — mir schrecklicher als Alles sein würde, das die Vergangenheit enthält — so wirst Du wissen, daß Ursache da ist, selbst vor Dem, der Dir am nächsten in der weiten Welt

steht, zu verbergen, was mein Geheimniß — und zugleich eins der schwersten Verhängnisse ist, die vielleicht je ein Weib, eine Mutter betroffen haben. — Glaubst Du mir nun noch nicht, daß ein Etwas, das entsetzlich ist, meine Zunge bindet, so laß mich hinzufügen: — ich möchte lieber heimathlos und völlig mittellos die weite Welt durchwandern und nirgend — nirgend eine Ruhestätte haben, als — Rudolf mit der Frage vor mir zu sehen: «was es für ein Geheimniß ist, das Du gezwungen bist, vor ihm zu haben» und ihm dann entweder Nichts — oder Alles zu sagen. — In beiden Fällen könnten die Folgen nur ganz furchtbar sein, und Das noch auf mich zu nehmen, übersteigt meine Kräfte.“ —

Die Stimme Magdalenens brach bei diesen letzten Worten; — aufschluchzend barg sie das von Todesangst und Pein entstellte Gesicht in beide Hände und Estella flehte: „Erbarmen, Mutter, weine nicht! ich kann nicht Deine Thränen sehen, Dein Jammer zerreißt mir das Herz.“

„Erbarmen!“ wiederholte Magdalene und zum ersten Mal zog Bitterkeit durch ihren Ton und heftig setzte sie hinzu: „Habe Du endlich Erbarmen und ende diese Scene.“

Estella umschlang die Mutter voll Liebe, küßte

sie fast leidenschaftlich und rief unter Thränen: „O, daß ich Dir so wehe thun mußte, indem ich bereit war, das Schwerste zu vollbringen: Rudolf aufzugeben.“

Magdalene befreite sich von den stürmischen Liebkosungen, trat zurück, strich mit den Händen über Stirn und Wangen, wo die Thränen ihres Kindes brennend lagen und entgegnete kalt: „Zu was Dein Opfer, ihm zu entsagen? — Es nutzt zu Nichts und macht zugleich ihn, Dich und auch mich unglücklich, — oder meinst Du etwa, ich könnte in Zukunft noch eine ruhige Stunde haben, im Bewußtsein seines, Deines Leidens, ohne mehr die Macht zu besitzen, die Verhältnisse günstiger zu gestalten?“

„Begreifst Du aber doch auch mich, Mutter,“ sprach Estella sanft, „eher ertragen zu wollen dies große Unglück: von ihm getrennt zu sein, denn neben ihm zu leben, mit der Gewissenslast, ihn getäuscht zu haben.“

„Du mußtest ihn um Deiner Mutter halber täuschen, Estella. Das ist etwas ganz Anderes.“

„Es bleibt jedoch immer eine Täuschung.“

„Und als ich Dir dies Alles zu bedenken gab, ehe Du Dich mit ihm verlobtest, Dir sagte, daß er Dich vielleicht einmal nach Dem fragen könne

und würde, wozu er Anrecht hätte, da wog der Umstand, den Du heute so schwer nimmst, Nichts."

„Weil er mir damals Anderes sagte, als er heute schrieb."

„Wie? — Was heißt das?"

„O erschrick nicht, Mutter! — Damals fragte er mich nur Eins, begehrte nur, dies Eine auch zu wissen, «ob ich außer Dir Jemand auf der Welt geliebt habe,» — heute — ach heute theilt er mir mit, seine Vergangenheit sei eine so dunkle gewesen, sein Leben ein trauriges. Das Schmerzlichste von Allem, das er erfahren, nannte er aber, daß da, wo er so aufopfernd geliebt man ihn getäuscht und durch Jahre Etwas vorenthalten habe, zu wissen, was er ein Recht gehabt, zu erfahren."

Estella hielt inne — Magdalene wiederholte: „Er schon einmal geliebt? — Mir sagte er, Du seist die Erste, die das Gefühl in ihm wachgerufen habe — und hätte ich's bei einem andern Mann in seinem Alter auch für unmöglich gehalten, daß dem so sein könne und sein Herz noch nicht gesprochen, so war's bei ihm nach den Schicksalen, die sein Haus betroffen, aber nur zu natürlich und — ich glaubte ihm."

„Er hat Dir damit auch keine Unwahrheit gesagt," fiel Estella hastig und mit heißem Erröthen

ein. „Die er so rückhaltlos und aufopfernd geliebt, daß er schon dadurch allein Anrecht auf ihr volles Vertrauen gewonnen hätte, das waren seine Eltern. Sie sind's, die ihn getäuscht, die durch Jahre ein Geheimniß vor ihm bewahrt haben. Es betrifft seine einzige Schwester, die er sehr geliebt hat und welche ein entsetzliches Unglück erlebt haben muß — doch, um Gott, Mutter, was ist Dir? — Du siehst ja aus, als stürbest Du!"

Estella hatte nicht Unrecht mit der Behauptung und Ursache, voll Schreck und Besorgniß in das ganz entstellte Antlitz Magdalenens zu sehen. Diese beschwichtigte sie aber, als sie hastig ausrief: „Rudolf erzählte mir an jenem Tage, als er um Dich warb, das Geschick, das seine Schwester betroffen hat; — es ist so trostlos, daß ich nie werde an sie denken, von ihr hören können, ohne auf's Tiefste ergriffen zu sein."

„So geht's auch ihm!" entgegnete Estella sinnend, „und ich erinnere mich nur mit Weh seines Gesichts, als ich ihn im Anfange unserer Bekanntschaft nach seinen Familienverhältnissen fragte und ob er Schwestern habe, oder wie ich, einziges Kind sei."

„Er erzählte Dir nicht das Schicksal dieser Schwester?"

„Nein, erst wenn wir in Eschenwalde sind, ich

seine Frau bin, wollte er mir Alles sagen, mir auch gestehen, was ich in ihm an Wunder bereits bewirkt hätte."

„Schreibt er Dir heute ebenfalls Nichts davon?"

„Nein, wie gesagt, nur von dem Schmerzlichen der Erkenntniß, daß seine Eltern ein Geheimniß, jene Schwester betreffend, vor ihm gehabt und dies in seinem Hauptbestandtheile sogar mit sich in das Grab genommen hätten. — Als seine sterbende Mutter ihm eine Beichte des ganzen Sachverhaltes ablegen wollte, ereilte sie der Tod und das Nähere, das Wichtigste erfuhr er nicht. — In Folge dieser Mittheilung über seine Vergangenheit, da schreibt er nun die Worte, die mich seitdem gleichsam wie Gespenster verfolgen: «Wie bin ich glücklich, Ella, daß Dein Leben ein so ganz unberührtes ist und Deine Vergangenheit keine dunklen Stellen aufzuweisen hat, noch Geheimnisse birgt.» — Danach bittet er: «laß schleierlos Dein Leben immer vor mir liegen und habe nie ein Geheimniß vor Deinem Rudolf.» — Ach, Mutter, sieh, als ich das gelesen, durchzuckte mich plötzlich der Gedanke, ob, was den einen Theil meiner Vergangenheit bildet, nicht ein Etwas sei, das «dunkle Stelle eines Lebens» zu nennen ist. — Je mehr ich darüber nachsann, desto fester wurde in mir die

Ueberzeugung, ich müsse offen sein; ich müsse Rudolf von ihm schreiben — Du weißt, wen ich meine — und auch seinen Namen nennen."

Magdalene stieß einen Schrei aus; — sie rief wild, leidenschaftlich, wie Estella sie nie gesehen: „Nie — nie darf Rudolf Wallberg diesen Namen wissen, niemals erfahren, daß Du ihn kennst!"

Estella mußte in der That stärker sein, als sie aussah, um bei diesem Ausbruch von Heftigkeit bei einer Natur, die sie nur still und ruhig kannte, so gelassen zu bleiben und nicht erschrockener zu sein, als sie war. Mild, sanft sprach sie: „Was ich gewollt nach jenem Briefe, ich gab's ja auf, geliebte Mutter! — Ich handle, wie Du willst: ich schweige über Alles, da ich nun eingesehen habe, wie meine Absicht Dich betrübt, erschüttert und selbst — gefährdet."

Wenn das Mädchen gehofft hatte, durch dies Fügen in den Willen der Mutter Freude zu bereiten und Dank zu ernten, so irrte sie. Trübe blieb Magdalenens schönes Gesicht und über ihrem Innern lag ersichtlich zu schwer, zu drückend die Macht eines dunkeln Erinnerns, als daß dabei das Auge und die Züge Ruhe wiedergeben konnten. Lange Zeit stand sie, in tiefe Gedanken verloren, stumm vor der Tochter, gesenkten Blicks, die inein-

ander gefalteten Hände ruhend auf der Lehne des Sessels, die sie lange wie als Stütze erwählt hatte. — Als sie endlich sprach, klang durch den Ton tiefe Bewegung, mit dem sie leise fragte: „Ist dem wirklich so, Estella, wie Du vorhin sagtest, daß Du außer mir Niemand liebtest, bevor Du Rudolf kennen lerntest?“

In den Augen Estella's lag so viel Staunen, daß dies schon hinreichende Auskunft war, — rasch wechselte der Ausdruck und schüchtern wie der Blitz war der Ton, als sie lebhaft sagte: „Wenn Du etwa Percival Dracy meinst, so konnte ich ihn seitdem nicht mehr lieben, wo ich weiß, daß er Dir wehe gethan hat.“

„Percival Dracy hat mir nur Gutes erwiesen!“ rief Magdalene warm, lächelte aber melancholisch, als ihre Tochter hinzufügte: „Er ist aber nicht wiedergekommen, und ihn zu sehen war doch Dein einzig Glück.“

„Ich wünschte ihn nicht wieder zu sehen, Estella!“

Eine gewisse Beharrlichkeit des Zweifels drückte sich klarer in des Mädchens Blicken aus, als sie selbst wußte und der Mutter lieb zu sein schien. Magdalene brach mindestens hastig von dem Thema ab, indem sie sagte: „Von Dracy wollen wir schweigen — ihn hatte ich nicht bei meiner Frage im

Sinn; — ich meinte Jenen, der Dir persönlich nahe steht — mindestens einmal nahe stand. Liebtest Du ihn nie?“ —

Des Mädchens Augen erweiterten sich momentan zu fast unnatürlicher Größe und ein Schauder flog durch ihre Glieder. „Ihn lieben — ihn?“ rief sie voll Entsetzen, „o nein, nein! — Ich habe ihn einzig stets gefürchtet.“ —

Beide Frauen schwiegen lange Zeit nach dieser Erklärung. Estella war die Erste, die endlich die peinliche Stille unterbrach und sie sprach leise und hastig: „Vielleicht ist's unnatürlich, daß ich so empfinde, — meine Erinnerungen an ihn sind aber so schrecklich, daß ich nicht anders kann und mein Gebet ist alle Tage: «daß Gott mich gnädig davor bewahre, ihn je wieder zu sehen und auf meinem Lebenswege nur die Spur von ihm zu finden.»“

In Magdalenens Augen stiegen Thränen auf, sie umfaßte die zitternde Tochter fest und rief voll Liebe, Theilnahme und Bedauern: „Mein armes, armes Kind!“

„Arm?“ wiederholte Estella weich, „arm an Deinem Herzen, diesem treuen Herzen? — Nein, Mutter, ich bin kein armes, ich war stets ein reiches Kind durch Deine Liebe und Du mußt Dich entsinnen, daß ich nie Etwas entbehrt habe und —

bis ich Rudolf kennen lernte — auch keinen andern Wunsch hatte, als nur bei Dir zu sein."

Es war ein Blick voll unaussprechlicher Innigkeit, den Mutter und Tochter jetzt austauschten, und mit einem strahlenden Lächeln, das sie in wunderbarer Weise verschönte, rief Magdalene: „Ja, Kind, so war es, bis Rudolf kam! — Nun er aber da ist, da ist auch Alles anders und er Dein ganzes Glück, wie Du das seine. — Gott sei Dank, daß Du dies Glück nicht nur ganz ungetrübt genießen kannst, — auch dafür danke ich ihm aus voller Seele, daß Du davon Abstand genommen hast, über alles Licht, das jetzt Rudolf's Leben erhellt, einen Schatten zu breiten. Glaube mir, Du kannst ganz ruhig an seine Seite treten und um so eher seine Gattin werden, da nichts in Dir für jenen Andern spricht, Du keine Gemeinschaft mehr mit ihm hast und die Gefühle Deines Herzens einzig getheilt sind zwischen Deiner Mutter und Deinem Verlobten. Was Du Rudolf verschweigst, das ist ein Opfer, das Du einfach den Verhältnissen und Deiner Mutter bringst. Hätte ich's nicht von Dir fordern müssen, fordern können, — sei versichert, nie würde ich es von Dir verlangt haben."

Jenes süße Lächeln des Glücks, jene rosige Gluth auf Stirn und Wangen des Mädchens, das Beides

Estella's Antlitz so bezaubernd machte, erschien unter den verheißungsvollen Worten Magdalenens noch einmal und es war ein beschwichtigtes, ein ruhiges Kind, das endlich die Mutter verließ.

Und Magdalene? — Genoß sie freudigen Herzens den Sieg, den sie über die Tochter errungen hatte? — Es schien nicht so bei ihren Thränen, die dem Kampfe folgten, bei dem Verzweifeln, das immer und immer wieder aus Aug' und Zügen vorbrach, und hin, völlig hin schien auch zu sein die Errungenschaft langer Jahre: jene Ruhe, unter der sie die Stürme ihres Innern geborgen.

Wochen waren vergangen. Die Erde hatte sich immer herrlicher geschmückt und in dem idyllischen Hause der bayrischen Alpen war es immer trauriger geworden, seitdem die junge Estella eine Krankheit ereilt, deren Ausgang selbst dem erfahrenen Auge des Arztes nur als der schlimmste erscheinen wollte.

Unterdessen das Mädchen diese Phasen vom blühenden Leben zu den finstern Grenzen des Todes durchschritt, da bereitete ihr Verlobter in seiner fernen norddeutschen Heimath Alles zum Empfange

der Geliebten vor und wurde nicht müde, das alte Schloß von Eschenwalde mit all Dem auszustatten, von dem er nur einigermaßen wußte oder dachte, daß es ein Frauenherz erfreuen und seiner jungen Gemahlin dienlich oder nützlich sein könne.

In all dies Licht von Rudolf Wallbergs jetzt so glücklichem Leben fiel endlich als eben so finstrer, wie ganz unvermutheter Schatten die Nachricht Magdalenens, wie es in der Ferne stand, die für ihn längst aufgehört hatte, Ferne zu sein, da all seine Gedanken seit lange schnell und flüchtig die trennenden Bahnen durcheilt und er den Beweis geliefert, daß die Liebe nicht an Zeit und Raum gebunden ist.

Daß jenes Gefühl sich so völlig und ausschließlich dieses Herzens bemächtigt, diese Herrschaft und Gewalt über den Mann errungen hatte, den man der Liebe nicht mehr für fähig gehalten und seit Jahren einen «Hypochonder, Einsiedler und Menschenfeind» genannt — vielleicht lag der Grund seines so starken Empfindens darin, daß Rudolf von Wallberg bis vor nicht allzu langer Zeit Herz, Seele, Sinn und Geist ähnlich vor jeder Regung abgeschlossen, wie er sich selbst völlig von Welt und Menschen abgegrenzt und seinem Hause den Durchzug jedes frischen, belebenden Hauches gewehrt hatte.

Anders, ganz anders wie Rudolf sein Leben auf Schloß Eschenwalde gestaltet hatte, war es einstmals im Hause seiner Väter gewesen. — Bis vor ungefähr zwölf Jahren galt Eschenwalde als gastlichster, belebtester Ort auf Meilen in der Runde. Da lebten dort noch Rudolfs liebenswürdige alte Eltern. Sie hatten in frühern Zeiten manch bittern Kummer durch Todesfälle gehabt, denn ihnen starb eine Reihe blühender Kinder bis auf zwei ab, die beiden jüngsten, die aber kräftig und schön zur Freude von Vater und Mutter heranwuchsen und ihr Trost waren — eben jener Sohn Rudolf und seine nur ein Jahr jüngere Schwester Adele.

Der alte Baron Wallberg und seine Frau gehörten noch jenem alten Schlage frommer, einfacher Menschen an, die all ihre Schicksale als eine aus der Hand Gottes kommende Prüfung ansahen und sich in das über sie verhängte Leiden in Geduld und Ergebung fanden. Sie gehörten auch zu den glücklichen Naturen, die sich fort und fort das Gute an Lage und Verhältnissen heraussuchen. Außer dem Schmerz fanden sie denn auch viel Freude in ihrem Leben. — Der Himmel hatte sie, wie Beide stets dankbar anerkannten, reich mit Glücksgütern gesegnet, zu denen sie außer jenen ihnen gebliebenen beiden gesunden Kindern ihre eigene unverwüst=

liche Lebenskraft rechneten, ihren großen Reichthum und treue Freunde. — Ihr Geld verwandten sie vielfach zum Nutzen der Armen, zum Segen der Bedrängten und zur Freude ihrer Bekannten. So kam es denn, daß in Eschenwalde fast immer ein Kreis verschiedenster Personen um das gutsherrliche Paar versammelt war, der sie nie tief die Einsamkeit des Landlebens fühlen und empfinden ließ. Ein immer heitereres Leben begann aber um die Zeit, wo die Tochter, ein sehr aufgewecktes, fröhliches Mädchen, erwachsen war und nie genug Menschen um sich haben konnte. Zu der jungen Adele höchstem Glück faßte das weite Schloß sehr viele Gäste und ihre Eltern waren reich genug, ihr und denen das Leben angenehm zu machen. Jener Tochter ewig heitere Laune ließ sogar die Eltern über den Schmerz bald fortkommen, der ihnen die nöthig werdende Trennung vom Sohne bereitete, denn Rudolf, den die Mutter, wie auch der Vater am liebsten in Eschenwalde behalten und für die Landwirthschaft ausgebildet hätten, verlangte zu studiren und bezog im neunzehnten Jahre die Universität. Betrübte sich die junge Adele nun auch über das Scheiden des geliebten Bruders, so war sie doch von zu fröhlichem Temperament, um lange den Kopf hängen zu lassen; ihr frischer Geist schüttelte denn

die Schwermuth bald wieder ab und ihrem unverwüstlichen Humor gelang es auch, die niedergedrückten Eltern aufzurichten und zu trösten. Und so herrschte dann auch kurze Zeit nach Rudolfs Abreise wieder der alte fröhliche Ton im Schlosse zu Eschenwalde. — Jeder pries das Glück und die Freude der Eltern, im Besitz einer so reizenden und liebenswürdigen Tochter zu sein, und Vater und Mutter betrachteten dies geliebte Kind als den höchsten Segen eines gnädigen Gottes.

Eine Reise in's Ausland veränderte Alles in Eschenwalde. Die Eltern entschlossen sich auf Wunsch ihrer Tochter dazu, welche gern fremde Länder sehen und mehr von der Welt und den Menschen kennen lernen wollte, als Eschenwalde's Umkreis ihr gestattete. — Wie hätten sie, trotzdem ihnen die alte Heimath der liebste Ort in der ganzen Welt war, nicht gern Alles aufgegeben, wenn es galt, ihr Kind zu erfreuen! Und so verließ man denn kaum mit Bedauern das behagliche Haus, die lieben gewohnten Umgebungen, um des lebhaften Mädchens ganz unbezwingliche Sehnsucht nach der Fremde zu erfüllen; — man trennte sich ohne jede bange Ahnung vom trauten häuslichen Herde und erhoffte mit den Freunden und Bekannten, die sich

bei ihnen zum letzten Abschiede vor der Reise versammelt hatten, eine glückliche Wiederkehr.

Um den Sohn, der auch noch nach Eschenwalde gekommen war, persönlich Abschied von den geliebten Eltern und der vergötterten Schwester zu nehmen, brauchte man nicht zu bangen. Er war seinem langjährigen Lehrer anvertraut, der ihn zur Universität begleitet hatte; er lebte überdem mit seinem Jugendfreunde Reginald Franken zusammen, mit dem er noch weitläufig verwandt und seit den Knabenjahren brüderlich vereint gewesen war und welcher auch gleichzeitig mit ihm die Universität bezogen. Wenn die Eltern ihren Sohn aber auch nicht neben jenem sorgsamen Lehrer und treuen Freunde gewußt hätten, würden sie kaum Anlaß zu Befürchtungen für ihn bei so langer und weiter Trennung gehabt haben. Der erste Sinn des Knaben, das strebsame Gemüth des Jünglings, das sich so hohe Ziele steckte und von jeher einen Charakter in ihm offenbart, waren die besten Bürgen, daß er immer auf dem Wege des Rechts und der Ehre bleiben würde, daß Gefahren weniger für ihn existirten, denn für andere junge Männer in gleicher Lage und gleichen Verhältnissen, deren Grundsätze auf schwankenderer Basis ruhten, als die Rudolf Wallbergs.

Während der Sohn nun im Vaterlande fleißig lernte, eifrig studirte, brach über die junge, reizende Adele im fernen Italien das Sonnenlicht des Lebens: die Liebe, in beglückendster Gestalt herein. — Die Eltern theilten Rudolf die Nachricht, daß seine vergötterte Schwester Braut sei, frohen Herzens mit. Sie schrieben, Graf Bonaventuro Gohari liebe Adele in der Weise, wie er sich stets als Ideal für die Schwester erträumt habe, und vereine mit seiner Leidenschaft für das schöne Mädchen eine Hochachtung, die an Bewunderung streife; er habe sich durch seine Liebenswürdigkeit und Verehrung für ihr Kind ihr ganzes Herz erworben und würde auch ihm sicher der willkommenste Bruder sein. Jener etwaige Mangel bei der Parthie — „sein nicht bedeutendes Vermögen“ — sei hinlänglich einestheils durch seinen alten edeln Namen ausgeglichen, der einer der besten des ungarischen Adels, anderntheils kaum von Gewicht bei Adelens eignem großen Reichthum, der ihr ja, wie einst auch ihm ermögliche, nur nach dem Herzen zu wählen. Als Letztes erwähnten die befriedigten Eltern, wie es sie beglücke, durch Adelens Verbindung mit Graf Gohari nicht von der geliebten Tochter getrennt zu werden, indem der Verlobte sich entschlossen habe, ihren Wünschen nachzukommen und sich in

Norddeutschland, in der Nähe von Eschenwalde, anzusiedeln.

Rudolf Wallberg wunderte in diesem Briefe seiner Eltern nur, daß sie, trotz aller Ausführlichkeit der übrigen Beschreibungen, so ganz vergessen, ihm Näheres über Graf Bonaventuro's Lebensstellung anzugeben und nicht einmal seinem Namen den seines Heimathortes beigefügt hatten. Diese Versäumniß that ihm um so mehr leid, als er beschloß, sofort dies seine Schwester betreffende Ereigniß in weitern Kreisen durch öffentliche Anzeige zu verkünden. Er war zwar mit keinem Worte zu dieser Verbreitung ermächtigt, da indessen die Eltern schrieben, mit dem Brief an ihn gingen gleichzeitig mehrere an die nähern Verwandten ab, denen sie gern Adelens Glück verkünden wollten, und auch nach Eichenwalde würden sie die frohe Nachricht senden — so dachte Rudolf das Richtige, indem er als Gewißheit annahm, daß die Verlobung keineswegs eine heimliche sei. Wäre er ein eifrigerer Correspondent gewesen, als er sich bisher erwiesen, hätte er vielleicht auch in Briefen nur die Verlobung seiner Schwester bekannt gemacht So scheute er nicht allein die Mühe und Last bei seiner sehr besetzten Zeit, — er erinnerte sich auch, wie seiner Eltern vornehmste Bekannte

und Verwandte derartige Familienereignisse durch die Landeszeitung veröffentlichten, und schwankte nicht lange, auch diesen Weg zu wählen.

Rudolf Wallberg stand zu jener Zeit erst in seinem einundzwanzigsten Jahre, besaß noch keine anderen Erfahrungen, als die der Gewohnheit, und demnach war's ziemlich natürlich, daß er in dem Fall auch dieser folgte und that, was bei solchen Anlässen das Uebliche ist. Er half sich bei der Zeitungsannonce so gut er konnte und setzte unter die beiden Namen: „Graf Bonaventuro Gohari“ und „Adele Freiin von Wallberg“ nur die Worte: „Verlobte“ und „Rom, im Februar 183*“.

Wie klein, wie schlicht jene Anzeige, wurde sie doch Grundlage zu all dem Elend, das über die Wallberg'sche Familie einbrach, wenn sie auch wiederum vielleicht einzige Veranlassung war, daß ein ehrbares Haus, eine geachtete Familie, vor Schmach und Schande bewahrt blieben.

Der Verlobung in Rom folgte keine Hochzeit, und in Neapel, wohin sich die Wallberg'sche Familie gewendet hatte, starb die Braut.

Die Todesnachricht blieb lange Zeit die einzige bestimmte, die man in Eschenwalde erfuhr. Ohne die Gelderhebungen des Banquiers der Familie, beim Verwalter des Gutes, hätte man Eltern,

wie auch den Sohn für verschollen halten können. Der alte Baron und seine Gemahlin, die man nach dem Ableben der Tochter bald in der Heimath wiederzusehen gedachte, kehrten eben so wenig nach Eschenwalde zurück, wie Rudolf — der so plötzlich nach Italien berufen worden war — zur Universität. —

Jahre waren bereits vergangen, als zum ersten Mal einzelne sehr traurige, aber als glaubwürdig verbürgte Nachrichten aus Italien über die Wallbergs nach Eschenwalde drangen und ein wenig Licht in das tiefe Dunkel warfen, das sich eben so unvermuthet wie plötzlich über Leben und Schicksal einer Familie gebreitet, die so beliebt und geachtet gewesen war und deren Verhältnisse einst so klar und offen vor aller Augen dagelegen hatten, wie sie sich nun seit lange in räthselhafte, undurchdringliche Schatten gehüllt. Man erfuhr, daß die schöne junge Adele durch Selbstmord geendet, daß ein an Stumpfheit grenzender Wahn den alten Baron nach dem Tode der Tochter beschlichen habe, Gattin und Sohn in tiefster Zurückgezogenheit in Nizza bei ihm lebten, da der Anblick von Menschen seinen bedauerlichen Zustand zum gefährlichsten umgestalte und man ebenso nie von der Heimath und dem Vaterlande mit ihm reden dürfe, indem der

einmalige Versuch, ihn zur Rückkehr nach Eschenwalde zu veranlassen, die trostlosesten Folgen gehabt, er ' .. förmliche Raserei verfallen, die sich dann aber nach und nach wieder in jene ruhige Apathie verwandelt, in welcher er jetzt mehr vegetire, als daß sein Dasein Leben zu nennen sei.

Was der Grund zu all dem Unglück gewesen, wurde nicht ermitelt, wenn auch später verschiedene unbestimmte Gerüchte einigen Anhalt zu den traurigsten Vermuthungen boten. Um Sicheres und Genaues über die wahre Sachlage zu erfahren, waren zu jener Zeit die Verhältnisse nicht so günstig, wie die unserer Tage, welche die trennenden Schranken der Fremde mehr aufheben. Reisen nach Italien gehörten damals noch zu ungewöhnlichen Ereignissen, — die Eisenbahnen begannen erst an einzelnen Hauptpunkten Deutschlands ihr großes Vermittlungswerk zwischen den verschiedenen Fernen zu begründen, und Eschenwalde, ein norddeutscher Edelsitz, hatte bisher nur das Glück, an die Landstraße zu grenzen. Erst als Einer jener Gegend auf einer Reise in Erfahrung gebracht hatte, daß mit einem Grafen Bonaventuro Gohari, welcher der Letzte seines Stammes gewesen, das alte edle Geschlecht im Mannsstamme erloschen, glaubte man dem Grunde von Adele Wallbergs freiwilligem Tode auf die

Spur gekommen zu sein, indem man annahm, dem lebhaften leidenschaftlichen Mädchen sei das Leben ohne den Geliebten sicher zu entsetzlich erschienen, und im ersten Schmerze, in der Verzweiflung über seinen Verlust, habe sie die That begangen, die ihren Vater an den Rand des Wahnsinns getrieben. — Diesen Vermuthungen folgten andere, als man hörte, jener Graf Bonaventuro Gohari, der Letzte seines Stammes, sei wenige Monate nach dem Tode seines Vaters, des Grafen Ignaz Gohari, in einem Duell geblieben, er sei nie in Italien gewesen und überhaupt schon drei Jahre früher gestorben, ehe die Wallberg'sche Familie nach Rom gekommen sei. — War nun Der, der sich ihnen als Graf Gohari bezeichnet und mit Adele verlobt hatte, ein Betrüger? — War die Erkenntniß oder Entdeckung Schuld ihres Todes, Grund zu des Vaters Verzweiflung? — Warf man auch diese Fragen nach jener Nachricht auf — beantworten, noch dazu der Wahrheit gemäß beantworten, konnte sie Niemand.

Sieben Jahre lang stand Schloß Eschenwalde verödet, da zog eines Tages ganz unvermuthet Freiherr Rudolf von Wallberg ein in das verlassene Gebiet und gab sich als dessen Besitzer, als Erbe seines verstorbenen Vaters zu erkennen. — Was hatte dieser Zeitraum aber aus dem jungen Stu-

denten gemacht, wie sehr ihn verändert! — Man würde vielleicht, trotz aller Beweise, gezweifelt haben, daß er's sei, wenn sein düsteres, fast finsteres Gesicht nicht so unverkennbar die Züge des Wallberg'schen Stammes getragen und man in Haltung und Wesen nicht so manches Erbtheil vom Vater gefunden hätte.

Als der junge Freiherr sich bei der Behörde als Erbe seines Vaters legitimirte, legte er zugleich die Todtenscheine seiner verstorbenen Eltern vor. Daraus entnahm man, daß der Vater vor kaum zwei Monaten aus dem Leben geschieden und seine Frau ihm wenige Tage nach seinem Tode gefolgt war.

Rudolf von Wallberg begnügte sich bei diesem Akt mit Vorlegen aller nöthigen Papiere und fügte kein erläuterndes, kein erklärendes Wort hinzu; er reichte nur in tiefer Bewegung jenen, seiner Familie einst befreundeten Magistratspersonen die Hand, als sie mit Thränen von den Papieren fort, zu ihm aufblickten und ihn so wehmüthig ansahen.

Nach dieser einen kurzen Handlung, die Rudolf mit der Außenwelt in Berührung brachte, schien er abermals für sie abzusterben. Die Zugbrücke, die zu seinem Schlosse führte, ließ er zwar nicht auf-

ziehen, doch errichtete er, wie man bald einsah, eine unübersteiglichere Scheidewand zwischen sich und seiner Umgebung: den scheinbar tiefsten Menschenhaß und der Welt gründlichste, ausgiebigste Verachtung.

Auf was Beides basirte, wodurch er mit siebenundzwanzig Jahren vollendeter Einsiedler und Misanthrop geworden — all Dies gehörte mit zu den ungelösten Räthseln seines Hauses. Wie gern man auch Näheres über das geheimnißvolle Ende seiner Schwester erfahren und von seinem Aufenthalt in der Fremde gehört hätte, Niemand besaß den Muth, ihn nach Sachen und Dingen zu fragen, die er selbst mit keinem Worte berührte. Er verhielt sich überhaupt Allen gegenüber, die ihn aufsuchten, mehr passiv, als aktiv, hieß sie weder willkommen, noch forderte er sie zur Wiederkehr auf und so kam es denn, daß Eschenwalde bald, außer seinem so einsam und abgeschlossen lebenden Herrn, kein anderes Wesen im Hause sah. Wer mit Rudolf Wallberg nur flüchtig zusammen gekommen war, erkannte in ihm einen Menschen, für den die Vergangenheit todt sein sollte, der die Gegenwart aber mit den Schatten dieses Reiches ausfüllte, der von der Zukunft Nichts erwartete, wünschte und verlangte, als Einsamkeit und Ruhe und ab-

gesondert von der Welt leben wollte, einzig dem trüben Erinnern.

So trostlos stand es noch mit dem jungen Manne, als er fast zwei Jahre in der Heimath weilte, über deren nächste Grenzen, Park und Garten, er kaum in der ganzen Zeit hinausgekommen war. Da gelangte eines Morgens der Gespiele seiner Knabenjahre, der Freund seiner ersten Jugend, Reginald Franken, in Eichenwalde an. Er war mehrere Jahre mit einer russischen Familie, in die er nach beendeter Universitätszeit als Erzieher zweier Söhne eingetreten war, auf Reisen gewesen, hatte zuletzt mit ihr in Petersburg gelebt, begleitete sie jetzt nach Deutschland zurück und verließ sie, um sich Rudolf zu widmen, von dessen Schicksalen und einsiedlerischem Dasein er vor Kurzem gehört.

„Ich komme, um bei Dir zu bleiben!" erklärte er dem Freunde, und die wenig ermuthigende Antwort Rudolfs lautete: „Es wird genug Platz im Hause sein, um uns gegenseitig nicht zu behindern."

Trotz dieses wenig versprechenden Anfangs waren die Folgen glänzend und Reginald Franken ward der Retter seines Jugendfreundes. Wie er es

angefangen hatte, die rauhe Rinde dieses in sich starr abgeschlossenen Charakters zu durchbrechen, es blieb sein Geheimniß und Allen ein Räthsel.

Möglich, daß der Umstand Rudolf beeinflußte, daß, als die russische Familie sich an ihn mit der Bitte wandte: Doctor Franken zur Rückkehr in ihr Haus zu veranlassen, Reginald bei ihm blieb und ihn mit seinem prächtigen Humor an das ihrer Begrüßung gefolgte Wort mahnte, „wie in Eschenwalde Platz für Beide sei.“ Dort gab der Freund glänzende angenehme Stellung, ein an vielseitigen Freuden und Genüssen reiches Leben auf, um seine Einsamkeit zu theilen! — Mit der Anerkennung des Opfers, das er ihm brachte, bahnte sich in Rudolf das erste menschlich warme Empfinden wieder an. Der Ruhe, Consequenz und Liebenswürdigkeit Reginalds gelang es, immer mehr Einfluß auf den Freund zu gewinnen und ihn nach und nach der traurigen Apathie seines Wesens zu entreißen. Er ging langsam, aber sicher auf der vorgezeichneten Bahn vorwärts, begnügte sich anfangs mit den kleinsten Erfolgen und erzielte endlich das Höchste, daß Rudolf einsah, wie kein Schicksal des Lebens einen Charakter ganz niederwerfen dürfe, und sei es das härteste, wie um das Einzelne nicht das Ganze verdammt werden müsse und der Mensch

zum Kämpfen und Ringen geboren sei, nicht zu apathischem Dulden und Leiden.

Neben diesem Glück, das Reginald dem Freunde verschaffte, lehrte er ihm auch den Segen, der in Thätigkeit und Arbeit liegt und die auf der Scholle, wo sie noch dazu Pflichtsache ist, nicht vernachlässigt werden darf. Beide Männer rissen dann vereint das herrliche Gut aus der Vernachlässigung heraus, in die es einestheils die lange Abwesenheit der Herrschaft, anderntheils die letzten zwei Jahre Rudolfs ausdrücklicher Wille gebracht. Er hatte nicht nur verlangt, mit Nichts behelligt zu werden, Nichts revidirt — auch befohlen: „Garten, Park in dem Zustande von Verwilderung zu lassen, in der er Beides gefunden", und welche ihm mehr behagte, als peinliche Ordnung und gepflegte Umgebung.

Wenn Rudolf nun aber die Wüstenei einst auch geliebt, fand er doch bald größern Gefallen an ihrem Entschwinden und half dem unermüdlichen Reginald bei Anordnung und Ausführung. Es fand sich vollauf auf dem weiten Gebiete zu thun und Rudolf verlebte bald seine Tage mehr im Freien, in Garten, Feldern, Wiese und Wald, dann in der Bibliothek bei den Büchern.

„Wo hast Du nur all Dein Wissen in jenen Dingen her, die außer dem Bereiche Deines Wir-

kens liegen?“ So fragte Rudolf eines Tages, als er Reginald bei Anlage eines Rosengartens traf.

„Ich habe viel Schönes gesehen auf meinen Reisen und mir oft gewünscht, meine gesammelten Erfahrungen verwerthen zu können,“ antwortete Jener einfach.

„Giebt Sehen solche Vielseitigkeit, so mache ich nächstens eine Reise zu dem Zwecke!“ rief Rudolf.

Danach stand Reginalds Sinn lange — dieses Mittel sollte seiner Ansicht nach die Cur vollenden, die er begonnen hatte und völlige Heilung bringen. — In der ihm eigenthümlichen geschickten Weise nährte er nun die flüchtige Idee Rudolfs und Erfolg krönte abermals sein Bemühen. Die Reise wurde angetreten und Reginald übernahm, vermöge seiner Erfahrung, die Rolle des Leiters und Führers. Nachdem sie Frankreich und England durchstreift, in London, wie auch in Paris längere Zeit verweilt, hatte Reginald Franken den Muth, Rudolf auch nach Italien und seltsamer Weise zuerst nach dem Orte zu bringen, wo das Unglück über die Wallberg'sche Familie hereingebrochen war. Er hatte richtig berechnet und sein kühnes Wagen das erhoffte Resultat! — An der Stätte des Schmerzes öffnete sich dem Freunde, der sich bewährt, das belastete Herz. Einmal erst die Brust befreit durch

Mittheilung Dessen, was ihn ereilt, wurde Rudolfs Geist nun immer freier, die Schatten wichen, die Schwermuth fiel von ihm ab, der Jugend Kräfte regten sich von Neuem und erst einmal wieder erwacht, blieben sie im Wachsen und Zunehmen.

Jetzt sah Rudolf nicht eine Stunde mehr so aus, wie ihn Doctor Franken Tage und Wochen lang neben sich gesehen und während des ganzen ersten Jahres in Eschenwalde gefunden hatte — so, als sei das Leben eine Last und das Reisen ein sehr geringes Vergnügen. Nun machte Alles ihm Freude oder gewährte Genuß. Selbst der Strapazen achtete er kaum und Hindernisse zu bewältigen, mit Mühen Etwas zu erreichen, galt ihm bald als Vergnügen. So geistig völlig genesen, körperlich ein Anderer und kaum wieder zu erkennen als Jener, der einst so schwermüthig den Einzug als Erbe von Eschenwalde gehalten hatte, weilten die Freunde auch längere Zeit im bayrischen Hochgebirge, durch das sie im Frühling die Rückkehr zur Heimath endlich wieder angetreten.

Eines Nachmittags, beim Herabsteigen von hohem Berge, begegnete den Wanderern in der tiefsten Einsamkeit der herrlichen Alpenwelt ein junges, sehr liebreiches Mädchen, das als einzige Begleitung zwei große schottische Gebirgshunde

hatte. Es war Estella. Der Führer, der die Herren geleitete, kannte sie seit lange, — sie ihn ebenfalls und Beide begrüßten sich mit sichtbarer Freude. Der Weg, den sie zu machen hatten, war jetzt ein gleicher — unbefangen schloß sie sich dem kleinen Zuge an. Sie ging an Reginald Frankens Seite, der sie angeredet und in Unterhaltung verwickelt hatte, bei der Rudolf Wallberg anfangs zwar ein völlig stummer Zeuge war, jedoch innerlich sich in einer Weise angeregt fühlte, wie noch nie eine Unterredung auf ihn eingewirkt.

Wenn nun das schöne Mädchen in dieser wild romantischen Gebirgswelt und tiefen Einsamkeit schon bedeutenden Eindruck auf die Freunde machte und es von eigenthümlichem Reiz für sie war, so mit ihr in der Fremde dahin zu wandern, wie steigerte sich Beider Interesse bei Estella's bezaubernder Kindlichkeit, Offenheit und Unschuld, wie entzückte sie ihr fröhliches Lachen bei mancher schwierigen Passage ihres gemeinsamen Weges, wo die Herren ihr zu helfen gedachten, aber selbst genug mit sich zu thun hatten und sie mit der Sicherheit und Gewandtheit der Gemse alleim am besten voran und weiter kam. Ja, sie war unendlich lieblich und anziehend in ihrer jugendlichen Heiterkeit und köstlichen Unbefangenheit, und die zwei Stun-

den in ihrer Gesellschaft hielten, sowohl Reginald als auch Rudolf für genußreicher und angenehmer, als hundert andere ihrer schönen Reise. Sie sprach fast nur mit Reginald und dem Führer, den Rudolf Wallberg, von einer Art Bezauberung umfangen, hatte der Worte nicht viele an sie zu richten. Beider ganze Unterhaltung bestand in seinem Danke, als sie ihn einmal beim Ausgleiten auf einer glatten, mit Tannennadeln besäeten Höhe rasch und gewandt gestützt und dann, als sie auf seine Frage, ob sie nicht „Bergfee" heiße oder sonst einen Zaubernamen trage, lachend geantwortet: „wie sie gerade das Gegentheil betroffen und das Geschick ihr ziemlich poetischen Namen verliehen habe, sie Estella heiße, die Leute der Umgegend sie nach ihrem Berghäuschen leider aber einfach als «Berg-Elle» bezeichneten."

Selbst Rudolfs Ernst hatte bei dieser Auseinandersetzung nicht Stich gehalten. Als sein ernstes blasses Gesicht ein Lächeln erhellte, sah sie ihn mit einer sichtbaren Verwunderung und so durchdringend an, daß er unwillkürlich fragte: „Was ist? — Was haben Sie?" — Hatte sie nun diese Frage überhört, oder vergaß sie die Antwort über jene Gedanken, die durch Aug' und Züge so unverkennbar glitten, — sie gab mindestens keine Auskunft

und Rudolf bemerkte nur, wie sie ihn seitdem oft forschend betrachtete und ihre frühere Fröhlichkeit einem ernsten Sinnen gewichen war. Es stand so reizend ihrem zarten Kindesantlitz, daß die Veränderung nur neuen Reiz an ihr entfaltete und selbst der heitere Reginald, dem Zauber dieses Ausdrucks erliegend, durch ernstere Unterhaltung nicht wieder verscheuchte, was sich plötzlich wie ein leichter Schatten um ihre Fröhlichkeit gelegt hatte und ihr kindliches Wesen mit dem geheimnißvollen Reiz des denkenden Weibes umspann.

Estella's Augen nahmen ihren kindlichen Ausdruck wieder an, als der Charakter der Gegend sich mehr und mehr zu verändern begann und jene vielgestaltige Schönheit entfaltete, die vielleicht nirgend reicher zu finden ist, als in den bayrischen Hochlanden. Sie hatten die enge Schlucht jetzt hinter sich, durch die sie weit über eine Stunde gegangen waren. Die Berge und Felsen wichen hier auseinander, traten zu beiden Seiten coulissenartig zurück, das Thal breitete sich in schöngeschwungener Linie aus, — Schnee- und Eiskuppen tauchten in abweichender Formation, über dem tiefen Dunkel der Tannen- und Fichtenwälder auf, — grüne Matten, von dem Blau der Enzianen durchsäet, zeigten sich an den Hügelketten des Vor-

dergrundes und tiefer unten in den verschiedenen Einschnitten der Thalsenkung, wo der Schnee der Blüthenbäume in reizendster Weise zu wetteifern schien mit jenem der Höhen, über die sich klar, in wolkenloser Reinheit, der lichte Aether wölbte. Stumm ging auch jetzt Reginald Franken neben Estella her oder blieb, im Anschauen der wechselnden Landschaftsbilder versunken, neben dem Freunde stehen, der da einmal bewundernd ausrief: „So Reizendes sahen wir auf unsrer langen Reise nicht."

Estella's Augen leuchteten vor Entzücken auf bei diesen Worten, sie sah den Führer an, dann hin auf jene Bergwand, die sie umgingen, und Reginald meinte lächelnd, ihre Blicke verhießen noch größere Wunder der Alpenwelt. Sie entgegnete Nichts, warf nur gleichsam prüfende Blicke auf Himmel und Erde, zeigte dann dem Führer einen langen Baumesschatten auf dem Wege und eilte beflügelten Schrittes vorwärts.

„Gehen Sie ein wenig rascher, es wird sich lohnen!" rief Jener den Herren zu, und rüstig schritt er voran auf dem immer steiler abwärts führenden Seitenpfade, den Estella eingeschlagen hatte. Durch die dichten Tannen blitzte bald immer von Neuem ein goldner Punkt, dann wurde es hell und heller in dem tiefen Waldesdunkel und

plötzlich sahen sie wieder vor sich Estella. Sie stand am Ausgange des schmalen Weges in einer Fluth von Licht, ihre hellen Locken umglänzte ein wahrer Kranz von Strahlen, wie Glorienschein, er verklärte auch das zarte Antlitz, auf dem ein Lächeln lag, das jenen Regionen mehr anzugehören schien, die dieses Meer von Licht und Glanz zur Erde sendeten.

Sie sagte Nichts, als die Fremden an ihre Seite traten, sie bewegte sich nicht einmal. Nur ihre Augen suchten Rudolf, als er wie geblendet in die lichtumflossene Landschaft blickte, unwillkürlich erst dahin sah, wo die Sonne golden unterging, hinter jenem bewaldeten Berge, an dem das Häuschen Magdalenens lehnte, — dann sich wandte zu der Alpen mächtiger Kette, die im Reflex des Sonnengoldes lag und sich nie schöner, nie erhabener zeigte, als so umfluthet von des Lichtes vollem Strom, als so umglänzt von jenem Schimmer, der klar die ganze Pracht der Regionen des Eises enthüllte.

„Dort geht Ihr Weg zum Dorfe," sprach Estella endlich, „und hier wohne ich mit meiner Mutter."

Sie deutete bei den letzten Worten auf das helle Haus am Berge, das sich mit seiner Bäume Dunkel so reizend abhob von dem goldnen Hinter-

grunde. Die braunen Zweige, an denen des Frühlings junges Leben in ersten zarten Knospen hing, durchflochten das glühende Licht mit tausend und abertausend weichen dunkeln Schattenkreisen und wie hingemalt ruhten sie im Glanz des abendlichen Horizontes. Mit einem bisher noch nie empfundenen Gefühle blickte Rudolf Wallberg wenige Minuten später Estella nach, als sie nach freundlichem Abschiede, leicht und gewandt, den niederen Abhang hinunter eilte, die beiden Hunde sie unter freudigem Gebell umkreisten, ihr dann folgten, als sie so geschickt über das Felsgeröll des Gebirgsbaches zum jenseitigen Ufer sprang — damit den Umweg zur höher hinauf liegenden Brücke abgeschnitten und die gradeaus führende Strecke zu ihrem Wohnort als kürzesten Pfad erwählt hatte. — Er verfolgte sie mit seinen Augen, als sie immer und immer wieder aus den Baumstämmen vortauchte, die den Saum des Hügels umfaßten, auf dem das Haus ihrer Mutter stand; er lächelte, als sie jetzt im neuen Lauf die Anhöhe hinaufeilte und wiederum den gewundenen Pfad vermied — er zuckte aber zusammen und ein brennend Roth bedeckte momentan sein Gesicht, als sie, angelangt in der offnen Veranda, inne hielt und sich umwandte. Ihr weißes Tuch wehte flüchtig in der Luft — zum letzten

Gruße, wie Estella meinte — und Rudolf Wallberg fragte aufgeregt den Führer: „Wer ist sie? — Wie kommt sie dahin? Lebt sie dort immer?"

Der noch junge Gebirgssohn schien seine frühere beredte Zunge unterwegs verloren zu haben. Plötzlich verstummt, seitdem Estella ihnen in den Bergen begegnet war, gab er auch jetzt nur nothdürftigsten Bescheid. Er nannte sie eine Engländerin, die mit ihrer Mutter schon einige Zeit, wahrscheinlich der Gesundheit halber, im Gebirge lebe — sprach etwas ausführlicher über die nervenstärkende Atmosphäre Bayerns und das schlechte Klima Londons und erklärte auf weitere und direkte Fragen, ihm sei die Berg-Elle nicht so außergewöhnlich erschienen, daß er weiter nach ihr geforscht hätte.

Wie erstaunten die Freunde daher später, als sie ihr Nachtquartier im Dorfe erreicht, dort fernere Erkundigungen nach den Bewohnerinnen des Hauses einzogen und nun die Frage hörten: „Warum haben Sie sich nicht an Ihren Führer gewandt, denn der und seine Familie sind die Einzigen, die Mistreß Walton und ihre Tochter kennen?" — Danach erfuhren sie, daß des jungen Burschen Bruder als Gärtner bei Mistreß Walton diene seine beiden Schwestern als Mägde, daß er und sein Vater aber alle Geschäfte der Damen in der

fernen Stadt besorgten, Joseph Friedel, dieser Führer, sogar einmal in ihren Angelegenheiten nach England gereist sei, wobei er sich so viel Geld verdient habe, daß er sich vor Kurzem einen hübschen Bauernhof gekauft, den er binnen wenig Wochen schon mit seiner jungen Frau beziehe, die, ehe seine jüngste Schwester jetzt Magd bei den fremden Damen geworden, den Dienst inne gehabt und sich auch manche Rolle Gulden in den acht Jahren erspart.

Wie lebhaft Rudolf durch Estella interessirt war, bewies er dem beobachtenden Freunde durch die rasche Frage und den sich daran reihenden Ausruf: „Acht Jahre diente Friedels Frau bei Mistreß Walton? — Da wäre ja die Tochter als vollständiges Kind in die Bergeinsamkeit gekommen!“

„Miß Ella zählt, wie ich durch den alten Friedel weiß, jetzt siebzehn Jahre,“ entgegnete die Wirthin gesprächig. Sie war also neun Jahre, als sie mit ihrer Mutter und Herrn Dracy bei uns wohnten. Ja, Herr, hier, hier wohnten sie in diesem Hause, bis das am Berge, das Herr Dracy «Magdalenens Ruh» nannte, fertig war. Magdalene heißt nämlich die Mutter. Ach Herr, wenn Sie die sähen, wie ich sie hier wohl hundertmal am Abend oder Morgen gesehen, wenn ihr schwar-

zes langes Haar wie ein Mantel um ihr weißes Nachtkleid hing, so würden Sie mir Recht geben, daß sie nicht nur tausendmal schöner, wie die Magdalene in unsrer Kirche ist, auch viel trauriger mit ihrem bleichen Antlitz aussieht, als je ein Menschenkind malen kann. O, und wie hat sie weinen können! — nicht, wie Viele so närrisch sagen, die ganze Nacht hindurch und vom Morgen bis zum Abend, denn sehen Sie, das hält keine Creatur aus und bringt's fertig, wenn ihr auch schier das Herz bricht. Aber fünf, zehn Minuten habe ich diese Frau manchmal schluchzen hören, nebenan in jener Kammer, wo ich schlief, daß ich doch dachte, sie weint sich den lieben Gott vom Himmel herunter, auf daß er ihr hilft. Anfangs war ich recht böse auf den guten Herrn Dracy, den ich damals, als er zuerst hier allein bei mir wohnte und das Berghäuschen bauen ließ, so lieb wie mein eigen Kind hatte, denn sehen Sie, Sie sind Beide ganz hübsche feine Herren, doch nicht halb so schön alle Beide zusammen, wie Mr. Percival Dracy und was — ach, Du mein Herr und Heiland, war erst seine Schönheit gegen seine Milde! — Ich sagte ihm auch einmal, es sei Schade, daß er nicht Pfarrer sei und denken Sie, da lacht er zum ersten Mal im lieben langen Jahre und erzählt mir, daß er englischer Geist-

licher wäre und binnen Kurzem Missionsprediger werden wolle. — Aber ich schweife ab, denn ich wollte Ihnen ja eigentlich erzählen, warum ich böse auf ihn war, bei Mistreß Waltons Thränen! Ja, der Zorn hatte keinen andern Grund, als daß ich mich ärgerte, daß er die schöne Frau nicht heirathete, denn daß sie ihn liebte — er sie — o, liebe junge Herren, dies sah man deutlich. Bekam ihr weißes Gesicht doch immer solche Farbe, wie wenn das Morgenroth auf unsre Schneeberge fällt, sowie er nur unvermuthet zu ihr trat, und oft, oft sah ich das, saß sie dort unter den Bäumen. Ebenso konnte er, der sonst so starke Mann, erzittern, fragte man ihn, ob die fremde Dame seine Frau sei, oder pries Jemand im Dorfe die schönen Augen seiner Frau, denn sehen Sie, lange hat es gedauert, bis man wußte, daß sie nicht Mistreß Dracy war, sondern die Wittwe eines Capitain Walto n,der in Indien gestorben und sein Vetter gewesen ist. — Sagte ich nun 'mal im Scherz: «Herr Percival, was nicht ist, kann noch werden,» ach, so wurde er verlegen wie ein Schulkind, sprach von seinen Absichten, zur Mission überzugehen und wie seine Cousine auch nie daran denken würde, ein zweite Ehe zu schließen. — Nun, liebe Herren, er hat es sicher gewünscht, denn durch drei Jahre kam er, sowie

es Winter wurde, wieder, wohnte immer hier in meinem Hause und ob es Wetter war, als breche der Tag des Weltgerichts an und die Erde gehe zu Grunde sammt der ganzen sündigen Menschheit — Herr Percival Dracy trat den Weg an zum Häuschen im Gebirge, und kehrte er Abends heim, sah er entweder aus wie das helle Verzweifeln, oder sein sanftes Gesicht trug eine Verklärung an sich, wie ich sie nur einmal in meinem Leben in München auf den Bildern der Heiligen gefunden habe. Seit vier Jahren ist er nun nicht wieder gekommen und der junge Friedel, der uns Grüße von ihm aus England mitgebracht hat, zeigte uns einmal auch zwei Bilder. Das eine war Mr. Dracy's Frau, Mistreß Walton's Schwester, das andere sein zweijähriger Sohn. Seit drei Jahren ist er verheirathet und seine Frau scheint hübsch, wenn auch nicht ganz jung mehr zu sein. Ich glaube allemal, Mistreß Magdalene hat die Heirath zu Stande gebracht."

Wie viel nun die Wirthin auch von Estella's Mutter erzählte, von der Tochter konnte sie nichts weiter sagen, was die Freunde nicht bereits wußten: „daß sie sehr hübsch sei, ein kühnes Kind wäre, trotz ihres feinen Aussehens, und unermüdlicher laufen könne, denn eine Gemse.

Reginald Franken meinte ruhig, nicht viel von dem jungen Mädchen zu wissen, nichts Anderes, als: „daß sie allein mit ihrer Mutter lebe und außer dieser nur die Natur liebe," sei das beste Lob, das man ihr geben könne und er wünsche einstmals von seiner Braut keine andere Charakteristik. — Rudolf stimmte ihm ganz bei und zwar so lebhaft, daß Doctor Franken fast gelacht hätte. Er blieb aber ernst und noch ernster sann er nach, nachdem sie acht Tage lang in dem ländlichen Hôtel gelebt und Rudolf immer ausgesehen hatte, als sei er im Himmel, — was er wohl thun könne, um jetzt den Freund allein zu lassen — jenen Nachwirkungen eines Eindrucks unbehindert zu überlassen, der vielleicht der Beginn eines Glückes sei, welches ihn völlig hinfort zu tragen vermöchte über alles Unglück seines vergangenen Lebens.

Reginald Franken bewies sich in dieser Angelegenheit abermals als der aufopfernde Freund, als der schlaue Taktiker, der er seither gewesen. Er verschwand eines Tages aus dem Dorfe, ohne Rudolf ein Wort von Abreise zu sagen und schrieb ihm nur: „Verhältnisse gebieten meine schleunige Rückkehr nach Berlin. Heute, während Deines Spazierganges, kam ein Brief, der all meine Pläne umwarf in Betreff unsrer Reise nach Tyrol und

Sommeraufenthalts in Tegernsee. Im Herbst hoffe ich Dich aber in Eschenwalde wieder zu finden, wenn ich mich von den jetzt übernommenen Verpflichtungen zu befreien vermag und Du meinen Besuch gestattest. Für heute nur noch ein «Gott mit Dir» und der Wunsch: auf Wiedersehen — und zwar: auf glückliches Wiedersehen!"

Was Rudolf Wallberg von den Verhältnissen gedacht, die seinen Freund nach Berlin getrieben hatten, sagte er erst später, als er ihm seinen Dank für die Abreise aussprach, die ganz jenes von Reginald Franken erhoffte Resultat nach sich zog. — Rudolf siedelte sich in dem kleinen Gebirgsdorfe für längere Zeit an, in dessen Nähe Estella wohnte, und sein Hoffen, ihr wieder zu begegnen, erfüllte sich eher und weit häufiger, als er anfangs gedacht hatte. — Sie war sehr viel in den Bergen und da er bald ihre Lieblingswege erspäht, oder genau die Richtung beobachtete, der sie sich zuwandte, so fanden sie sich oft. Ihre unverkennbare Freude bei dem ersten Wiedersehen beglückte ihn unendlich, noch mehr das Vertrauen, mit dem sie sich ihm anschloß, die Unbefangenheit, mit welcher sie ihn die ferneren

Male begrüßte und es als selbstverständlich anzunehmen schien, daß sie mitsammen weiter wanderten. Sie machte sich zu seiner Führerin in der einsamen, aber so wundervollen Gegend, sie zeigte ihm die schönsten Punkte, und als sie erst wußte, daß er auch zeichnete und zwar mit großer Fertigkeit, brachte sie in Zukunft auch ihr Skizzenbuch mit und also beschäftigt saßen sie oft stundenlang nebeneinander, oder sie unterhielten sich — vergessend über ihre Gespräche, was sie eigentlich beabsichtigt hatten — wenn auch niemals vergessend, was sie gesagt und wovon sie geredet.

Estella fiel anfangs weder auf, daß sie den Fremden so häufig fand, noch dachte sie, daß das Begegnen kein zufälliges sei. Niemals auch störte sie die Annahme, wie etwas Unpassendes in diesem Finden und immer häufigeren Zusammensein liegen könne, denn einestheils gingen zu jener Zeit wohl nie Wandrer, die sich in den damals weniger besuchten Gegenden der bayrischen Hochlande trafen, ohne Gruß und Wortaustausch aneinander vorüber, — dann auch hatte Estella schon von Kindheit auf in dieser Weise hie und da einen flüchtigen Verkehr mit Fremden gehabt, von denen sicher Keiner je an dem reizenden jungen Wesen vorübergekommen war, ohne darnach zu trachten, mehr

von ihr zu wissen und zu hören. Unbefangen hatte sie stets Rede und Antwort gestanden, — ein Gefühl der Furcht kannte sie nicht und vor Gefahr schützten sie jene treuen, gut dressirten Hunde, ohne die sie nie einen Schritt in's Freie machte. Magdalene gönnte Estella die kleine Abwechselung, die solche flüchtige Anknüpfungen mit durchziehenden Fremden ihr bereiteten, um so lieber, als sie ja die einzigen Zerstreuungen waren, welche sich ihr in der Einsamkeit boten. Aus dem Grunde und um die Tochter nicht von allem Verkehr mit der Außenwelt abzuschneiden, hatte sie auch schon zu verschiedenen Malen solchen Bekannten Estella's gastlich ihr Haus geöffnet, und namentlich waren es Maler gewesen, die Gebrauch von der freundlichen Aufforderung gemacht. Demnach lag für Estella nichts Ungewöhnliches oder Auffallendes in ihrem Verkehr mit Rudolf, welchen sie zu Anfang für gleich flüchtigen und vorübergehenden erachtete, wie der mit Andern gewesen war.

Bei Estella's einsamen und ausgedehnten Spaziergängen und Wanderungen in's Gebirge bangte Magdalene eigentlich nur zu jener Zeit, wo ihre Tochter noch jünger war und keinen so vortrefflichen Schutz an den beiden schottischen Hunden hatte. Percival Dracy, Magdalenens langjähriger Freund,

der schon frühzeitig des Kindes Liebe zur Natur als große erkannt, ließ ihr zwar seinen treuen Newfoundländer als Begleiter in die Berge. Nachdem der sich aber vor etlichen Jahren nicht als ausreichender Schutz bewährt hatte, sandte er ihr durch den jungen Friedel, der bei ihm in Schottland war, diese als so zuverlässig erprobten Thiere und seit dem Tage schwand Magdalenens Sorge über die zunehmende Leidenschaft ihres Kindes für einsame Wanderungen im Gebirge.

Vor jeder Gefahr, in der sie sie schützen konnten, an jedem schroffen Abhang, auf jedem steilen Pfade standen Patrik und Fair, die beiden Hunde, als treue Wächter und sichrer Hort an Estella's Seite. Sie würden sich auch in anderm Falle, bei Zudringlichkeit irgend eines Menschen, als ausgiebigster Schutz bewährt haben, wenn Estella gewaltsam gezwungen worden wäre, von Milde und Menschlichkeit abzugehen und zu den einzigen Waffen zu greifen, die sie als Rettungsmittel in Momenten der Gefahr an ihnen besaß. Vor Dem aber, was das junge Mädchen als Verhängniß ereilte und als Lebensschicksal an sie herantrat — da konnten Patrik und Fair sie nicht bewahren und das mußte sie in seinen Folgen mit stärkerer Kraft besiegen — oder — in dem Kampfe unterliegen, der ihre Bestimmung war.

Gab sich Estella nun aber auch anfangs mit kindlich frohem Herzen einzig jener Freude hin, die der Verkehr mit Rudolf ihr bereitete, so erkannte sie doch dann, wie er ihr Anderes wurde, als ihr bisher der Umgang mit Fremden geboten hatte. Rudolf zu sehen wurde ihr nach und nach zum Bedürfniß und sie meinte bald, daß der Tag, der ihr kein Zusammensein mit ihm gebracht, kein Tag zu nennen sei. —

Es war übrigens seltsam, wie gut Estella Rudolf verstand und von Anfang an gleichsam einen Schlüssel zu den verborgenen Tiefen seines Charakters besaß — noch seltsamer, daß sie weder von der ernsten Ruhe seines Wesens zurückgeschreckt wurde, noch durch jene Kälte verletzt, die ihn mit einer Art von Eispanzer umgab und für Alle bisher so unzugänglich gemacht. Wie anders er auch schon geworden, diese Ruhe, diese Kälte, Folge und Einwirkung früherer Lebensereignisse, waren ihm noch in großen Bestandtheilen geblieben, waren ihm zu sehr zur zweiten Natur geworden, um wie der Schnee in milderem Klima beim ersten warmen Sonnenstrahl zu schmelzen. Lag nicht Beides zu fest und seit zu lange in ihm, um ihn — sicher hätte Estella's warmes, offnes und herzliches Wesen diese Eisrinde gänzlich und rasch von ihm genommen. So war das nicht

möglich — was er erlebt und erfahren, auch zu entsetzlich gewesen, um ganz schon vergessen zu sein. Und so war er, trotz des mit ihm bereits vorgegangenen Wechsels, noch immer stille, fest in sich abgegrenzte Erscheinung, an der die Ereignisse des äußern Lebens mehr abglitten als nachhaltig festen Eindruck zu machen. Die weichern Regungen des Herzens hatten gleichsam Kämpfe zu bestehen mit jenen dunkeln Schatten der Vergangenheit, die ihm Seele, Sinn und Herz verhärtet. Wie sehr und wie ganz er denn auch oft dem Zauber Estella's erlag, — immer und wieder kamen Augenblicke, Stunden, wo das Rückerinnern Macht über ihn gewann, der alte Geist ihn zwar nicht beherrschte, sich aber doch nicht als ein ganz besiegter, überwundner Feind zu den Füßen jenes jungen Kindes schmiegte.

Gegen alle diese Wahrnehmungen schien Estella gefeit zu sein. — Seine düsterste Stimmung verscheuchte nicht jene liebliche Anmuth ihres Wesens und ihre Kindlichkeit und Unbefangenheit hielten Stand vor seiner Ruhe, seiner ernsten Würde. Nur einmal erschreckte sie sein vorbrechender Zorn und seine an Wildheit streifende Heftigkeit. Er kam gerade dazu, als sie die an Zudringlichkeit grenzende Artigkeit eines Fremden durch sanfte Bitte abzuwehren suchte und nur erneute Annäherung

erreichte. Kaum daß Rudolf bemerkte, wie belästigt und entsetzt sie war, wie angsterfüllt sie auf ihre vermeintlich einzigen Beschützer, jene beiden Hunde, schaute — die bereits lauernd ihres Winkes harrten, der aus Erbarmen und Mitleid nicht gegeben wurde, — da sprang er rasch aus dem Dickicht hervor, das ihn vor ihren Blicken geborgen hatte, und stand als Retter an ihrer Seite. Seiner ruhigen, aber sehr entschiedenen Forderung, „die Dame nicht weiter zu behelligen", wurde nicht allein so schnell nicht Folge geleistet, wie er verlangte und das bedrängte Mädchen sicher sehnsuchtsvoll begehrte, sondern der Zudringliche erklärte sogar mit ziemlich unverschämten Worten, ein gleiches Recht an Estella zu besitzen, wie Rudolf — und da Jener gestern in ihrer Gesellschaft gewesen sei, er heute wünsche, mit ihr durch die Berge zu wandeln.

Der Antwort folgte ohne weiteres Besinnen und Ueberlegen ein Akt der Gewalt, welcher den Fremden zwang, sofort von Estella abzulassen. Zorn, Heftigkeit hatten Rudolf in der Minute so übermannt, wie er sich kaum entsann, je durch Leidenschaften beherrscht worden zu sein. Sein Auge flammte, seine ganze Gestalt bebte, als er dem Frechen nachblickte, den er mit starker Hand zur

Seite gestoßen und den niedern Abhang hinabgeschleudert, wo ein kleiner Gebirgsbach ihn aufgenommen hatte und die letzte wirksame Abkühlung mit ihm vornehmen konnte. Wie widerwärtig berührte die gebildetern Ohren aber jenes Fluchen und Schimpfen, mit dem er aus dem Wasser stieg, — wie beängstigte sein wildes Drohen, „Rache zu nehmen“, die ohnehin so erschrockne Estella! Hätte sie derartige Menschen bereits gekannt oder zu beurtheilen verstanden, würde sie schwerlich so entsetzt gewesen sein, sondern gewußt haben, daß er mehr zu den redenden als handelnden Naturen gehörte und es vorläufig gerathener zu finden schien, den Kampf auf Tod und Leben, von dem seine Worte Kunde gaben, noch nicht zu beginnen und in einem völligen Rückzuge sein besseres Heil zu suchen. — Vielleicht mochten zu der Ueberzeugung, doch Nichts auszurichten bei seinem Gegner, jene beiden tüchtigen Kämpen „Fair und Patrik“ beitragen, die glühenden Auges jeder seiner Bewegungen folgten und sich immer von Neuem gegen Estella und Rudolf wandten, als wollten sie fragen: ob es noch nicht für sie an der Zeit, die unangenehme Scene auf kürzeste Weise zu beenden. Es war aber das erste Mal, daß Estella Derartiges erlebte, und der Eindruck des Rohen und Brutalen

beherrschte sie zu sehr, um ruhiger Ueberlegung auch eine Stimme mit einzuräumen.

Rudolfs furchtbare Aufregung legte sich wie mit Zauberschlag und machte einzig jener Sorge Platz, daß er Estella durch seine Heftigkeit erzürnt und beleidigt habe, als er ihr todtenbleiches Gesicht und in ihre sanften Augen sah, die so angsterfüllt auf ihm ruhten. — Er hatte sie erschreckt, entsetzt — sie fürchtete ihn jetzt sicher. So nahm er an und gerieth außer sich in Gedanken, ihr Zutrauen verloren zu haben und sich vielleicht erst langsam, Schritt vor Schritt, die Gunst wieder gewinnen zu können, mit der sie ihn bisher so reich, so verschwenderisch bedacht. — Hätte Rudolf geahnt, wie ja einzig die Sorge um ihn ihr liebliches Gesicht so entfärbte, wie die Angst, ihm könne ein Leid geschehen, Ursache des Ausdrucks im Auge war, dann wäre ihm eine schwere Stunde — tausend bittere Gefühle erspart geblieben.

Sah Estella denn nun auch den Zudringlichen weit von sich entfernt, sie glaubte nach seinen Worten, sei er unversehrt geblieben, würde er Rudolfs Weg zum Dorfe am Abend kreuzen und jene entsetzlichen Drohungen erfüllen, mit denen er nicht sparsam war.

Der Gedanke hatte etwas so unbeschreiblich Auf=

regendes für sie, wie Estella noch nie empfunden zu haben glaubte. Zitternd, bebend blickte sie auf Rudolf, der ihr näher tretend bat, „ihm zu verzeihen, sich nicht besser beherrscht zu haben.“ Sie verstand gar nicht, was er sagte, so war sie hingenommen von ihren Vorstellungen; — sie hörte kaum, sie dachte nur, daß es möglich, daß er, der jetzt in voller Kraft und männlicher Schöne vor ihr stand, am Abend schon könne still — stumm für ewig — in einsamer Bergschlucht liegen — Niemand ihn finden, — sie ihn nie wiedersehen! — So möglich, ja wahrscheinlich dies der armen Estella erschien — so unmöglich das Ertragen solchen Unglücks, und Thränen traten ganz unwillkührlich in ihre Augen bei der trostlosen Vision.

Hatte Rudolf nun bereits ihre Blässe, ihre Angst sich fasch gedeutet, wie legte er sich da erst ihr Zittern bei seiner Annäherung, ihr Schweigen bei seiner Bitte und jene Thränen zum Nachtheil aus! — Die innere Aufregung über den Gedanken, sie nicht nur erschreckt, auch so tief betrübt zu haben, malte sich deutlich in seinem Gesichte und sie brachte die Veränderung seiner Züge einzig mit jenen Worten in Verbindung, die der von ihm Ueberwältigte in sinnloser Wuth hervorstieß, als er sich aus dem Bache empor gearbeitet hatte und das Wasser abzuschüt-

teln suchte. Sie fürchtete das Schlimmste — und während Rudolf gar nicht auf den Mann mehr achtete, nur einzig danach strebte, ein verzeihendes Wort von ihr zu hören, verließ sie der letzte Rest ruhiger Ueberlegung und all ihr Denken ging dahin: aus dem Bereich dieser widerlichen Stimme zu kommen und für Rudolf jede Möglichkeit schnell abzuschneiden, in nochmalige Berührung mit dem Frechen zu gerathen.

Da Estella Weg und Steg auf Meilen in der Runde bekannt war und sie auf den abgeschiedensten Höhen, in den entlegensten Schluchten eben so gut Bescheid wußte, wie dort, wohin die Civilisation bereits ihre Spur getragen hatte und Straßen sich durch die Berge wanden, so kannte sie um so genauer, in dieser ihrer Heimath nahe gelegenen Stätte, einen Pfad, der sie rasch von jeder etwaigen Verfolgung abschnitt und dem Blicke völlig entzog. Daß er beschwerlich — daß es ein weiter Umweg zu ihrem Hause war und sie Gefahr lief, sich Kleider und Schuhe zu zerreißen — sie dachte an Nichts von Allem, — rief nur wie völlig außer sich: „o fort von jenem Menschen! fort!“ — und eilte mit den Worten in das tiefste Dickicht der Tannenwaldung.

Rudolf folgte ihr in unbeschreiblicher Aufregung, denn ihre Flucht zeigte ihm nur zu deutlich, wie

unangenehm sie von der ganzen Scene berührt war und wie es sie drängte, dem Schauplatz so fataler Eindrücke zu entrinnen; er eilte ihr nach, da er um jeden Preis sein Schicksal kennen lernen und wissen wollte, ob seine Heftigkeit sie für immer von ihm verscheucht hätte.

Als Beide nach mühevoller Wanderung die Höhe erreicht, wo sich ein Ueberblick über das weite Thal bot, erkannte Estella's scharfes Auge in dem über die Landstraße dahin eilenden Wandrer jenen Mann, der sie zuvor so belästigt. Sie hätte aufjubeln mögen, denn er ging in ganz entgegengesetzter Richtung, wo das Dorf lag, in dem Rudolf wohnte. Wie ein Blitz durchzuckte sie die frohe Hoffnung, daß er überhaupt ganz fremd in der Gegend sei, Nichts von ihr, Nichts von Dem wisse, den er bedroht hatte und die Wege der Beiden — die sich momentan mit den Gefühlen des Hasses gegenüber gestanden — in Zukunft weit auseinander liefen, und ihre Sorgen demnach vergeblich gewesen waren. Nun schämte sie sich fast ihrer Angst, konnte aber doch nicht umhin, sich zu freuen, die Beruhigung gewonnen zu haben und leichten Herzens schritt sie über die kahle Bergeshalde dahin, ihrer Heimath entgegen. — Blickte Estella während dieser letzten Strecke des Wegs, den sie noch mit

Rudolf zusammen zurücklegte, heimlich oder offen ihren völlig stummen Begleiter an und sah sie sein ernstes nachdenkliches Gesicht, sein düsteres Auge, so deutete sie Beides am wenigsten als Sorge um ihr verlorenes Vertrauen. Sie nahm an, ihn beschäftige irgend Etwas ganz besonders, das sie nicht wisse, oder er mißbillige vielleicht gar, nach dem Vorfall von vorhin, jetzt ernstlicher ihre Leidenschaft für einsame Wanderungen, die er schon häufig im Scherze ebenso angegriffen hatte, wie sich über die Möglichkeit bangend ausgelassen, daß doch einmal, trotz des Schutzes der Hunde, ihr Unannehmlichkeit zustoßen könne und würde. Nun war geschehen, was sie so oft lachend bestritten und er hatte noch dazu Recht gehabt mit der Behauptung, daß Menschlichkeit und Milde sie sicher davon abhalten würden, Zuflucht zu der Vertheidigung zu nehmen, die ihr in dem Fall einzig zu Gebote stand. — Wie staunte daher Estella, als sich Rudolfs Ernst als so aus anderm Grunde stammend erwies, denn den sie angenommen hatte! —

Als sie das kleine Thor erreicht, das ihr Parkgehege von dem des Waldes abgrenzte und sie mit einem Danke scheiden wollte, bat er sie: nicht von ihm zu gehen, ohne mindestens ein versöhnendes Wort zu sagen. Er wähnte also: sie sei erzürnt,

während sie doch einzig aus ähnlichen Gründen geschwiegen hatte, die sie bewogen, nicht zu sprechen, wenn sich das ruhige Antlitz ihrer Mutter umdüstert oder nachdenklich zeigte.

„Und weshalb sollte ich Ihnen böse sein?“ fragte sie lebhaft und voll Staunen.

Er wiederholte, was er schon zuvor gesagt, als die Angst sie unfähig gemacht hatte, Anderes zu begreifen, außer was innerhalb des Gebietes ihrer Besorgniß gelegen. — Er endete mit den Worten: „Ich fürchte, Sie werden mich nach jenen Momenten der Heftigkeit und Leidenschaft falsch beurtheilen; — noch mehr aber bange ich, jenem Zutrauen in Ihnen ferner nicht mehr zu begegnen, das mich vor Allem bei unserm Zusammensein beglückte.“

Estella's Lächeln, ihre unter heißem Erröthen gestammelte Versicherung, daß er im Irrthum befangen sei und ihr Glaube an ihn durch die Scene nicht im Mindesten beeinträchtigt wäre — dies Beides und namentlich die liebliche Art, mit der sie das kurze Geständniß ablegte, würde vielen Anderen gewiß vollkommen als Beweis genügt haben. Rudolf Wallberg hatte dem Mißtrauen aber seit zu lange Herz und Sinn geöffnet, um zu den rasch und leicht Ueberzeugten zu gehören. So leuchteten denn die Zweifel, die er hegte, aus jenem Danke hervor,

den er ihr für ihre Freundlichkeit sagte, — in seinem Gesichte war auch Nichts von dem Glücke zu sehen, welches, wie er behauptete, der Gedanke in ihm errege, daß jener Vorfall keine Veränderung in ihrem Verkehre herbeiführen würde.

Als das Mädchen diese Zweifel sah und mit Schmerz empfand, sagte sie ruhig: „Wie seltsam, daß Sie mir nicht glauben wollen und an dem Vertrauen zweifeln können, das Ihnen von mir entgegen getragen wurde seit erster Stunde und Ihr Eigenthum bleibt, so lange ich denken werde! — Mit was Sie überzeugen?“ setzte sie sinnend hinzu und sah ihn mit einem Blicke an, der tief in seine Seele drang und unvergessen blieb. Dann schaute sie empor — ein Lächeln verklärte ihr reizendes Gesicht und sie rief lebhaft: „Sehen Sie den wolkenlosen Horizont jetzt an! — Kann er so ewig bleiben? — O nein, nein — selbst er muß sich verändern und dunkel einmal zeigen. — Der hat mich nun so of' schon getäuscht, mir böses Wetter gebracht, wo ich auf gutes rechnete und sorglos mich ihm anvertraute. — Was thut das aber? — Immer und wieder traue ich von Neuem und ganz unbewußt dem hellen Licht, der stillen Luft und schwindet auch wohl die Sonne unter finstern Wolkenmassen — sie tritt doch wieder hervor. Sie

erglänzt in ewig unvergänglicher Schönheit — leuchtet fort und fort in ungebrochener Kraft und Klarheit und ist und bleibt meine Freude, meine Wonne."

Diese Entgegnung befriedigte Rudolf vollkommen, denn was enthielt sie Alles an beseligender Verheißung — wie viel mehr und Schöneres, als er bisher den Worten und dem Wesen des Mädchens entnommen hatte! — Und als ihm Estella dann noch, wie zum weitern Unterpfande all Dessen, was er glauben und nicht bezweifeln sollte, die Hand reichte, unter Lächeln und Erröthen zu ihm aufsehend, hierauf das Lebewohl sagte, da wurde ihm klar, und fest stand in ihm seit der Stunde: „daß wenn sie auch von ihm schied, dauernd er sie nie mehr verlieren konnte!" —

Estella hatte übrigens vollkommen Recht, wenn sie Rudolf gestand, ein gleiches Vertrauen zu ihm zu haben, wie zum Himmel — ob aber darin Recht, ihm, dem Fremden, das zu sagen — mag unerörtert bleiben. Er war ihr aber von erster Stunde an nicht fremd gewesen, er hatte sie gleich an ihre Mutter, die von dem Kinde so vergötterte Mutter gemahnt. — Nicht in Dem, was die äußere Erscheinung bot, sondern was sie als Verkünder des Geistes und der Seele war, die ihr reges inneres Leben unter der äußeren Ruhe geborgen. Er rief

auch in Estella das gleiche Empfinden wach, das jenes aufblitzende Leben im stillen Wesen der Mutter stets in dem Mädchen angeregt hatte. War es ein eigenthümlich wunderbar Verhängniß, das diese lichte, reine Mädchenseele mit zwei der Art umschleierten Charakteren und jenen dunkeln Geschicken verwob, die diese so herangebildet, — dann gewiß eben so wunderbar, daß sie — ohne die Schlüssel zu Beider Wesen zu haben — dasselbe richtig auffaßte, verstand und ihren Räthseln gegenüber furchtlos blieb.

Zur Erkenntniß dieser eigenartigen und sich gleichenden Charaktere hatten sicherlich weniger all jene Bücher beigetragen, die Estella gelesen, noch die Erziehung, die sie durch ihre Mutter erhalten, — dazu waren ihr dienlicher und förderlicher jene Studien gewesen, die sie in dieser tiefen, großartigen und wilden Gebirgseinsamkeit an der Natur gemacht. Jeder nur einigermaßen denkende Geist wird in deren weiten unendlichen Reiche, beim Beobachten der ihr innewohnenden und ewig rastlos schaffenden Kräfte, feste und sichere Anhaltpunkte zu Urtheil und Vergleich, zu Einsicht und Ansicht finden. Und gewiß kann schon das alltägliche Leben hundertfach Gelegenheit zu der Erfahrung bieten, daß an den abgeschiedenen Stätten der Welt dem Menschen

jene schlichten Hülfsquellen, welche die Natur ihm stellt, oft besser zur Erweiterung seiner Anschauungen, zur Ausbildung seiner Geistesfähigkeiten dienen, als, da wo im Umkreis der Civilisation und des verfeinerten Geschmacks oft eine Ueberfülle von Stoff angewendet wird, derartige Resultate zu erzielen.

Lag nun vor Estella, sowie sie nur heraus — aus den Fenstern ihrer Wohnung blickte, bereits einer weiten Landschaft herrlich Bild, in dem sie das Walten der Natur genau beobachten konnte, wie sehr dehnte sich der Kreis für Anschauung und Anknüpfung zu Gedanken aus, erstieg sie der Berge Höhen und sah hinab auf Thal und Flur, oder erlebte sie da im Freien eins ihrer großartigsten Ereignisse, die um so wirkungsvoller sind, je wilder die Scenerie ist.

Wie konnte das ganze Bild in einer Stunde oft den tiefsten Frieden athmen, von einer Stille sich zeigen, wie wenn Nichts in der Welt seine Ruhe zu trüben vermöchte, um in der andern so völlig verändert zu sein: so wild, so fessellos vom Sturm durchtobt zu werden, unter Blitz und Donner nur Schrecken zu erregen, einen Weltuntergang gleichsam voraus zu verkünden — kurzum, zu scheinen, wie wenn keine stärkeren Gewalten auf

Erden und im Himmel ihren Aufruhr zu beschwichtigen und Alles neu und wieder anders zu gestalten im Stande wären.

So verlief nun auch Estella's Leben neben der Mutter in friedlichster, in ungetrübtester Weise. Dem Mädchen entging trotz ihrer Jugend und Unerfahrenheit aber nicht, wie schwer es dieser stets ruhig scheinenden Frau oft wurde, den äußeren Frieden immer zu bewahren. Sie sah deutlich, in der Tiefe dieses starken Herzens lebten Leidenschaften, die sich oft gewaltsam auflehnten gegen die Herrschaft des eisernen Willens, der sie zu unterdrücken strebte; sie bemerkte, mitunter warfen Kleinigkeiten den mühsam und langsam errichteten Bau jenes äußeren Friedens, jener scheinbar unerschütterlichen Ruhe zu Boden, und gleichsam triumphirend stand der Schmerz in seiner vollen Gewalt über den Trümmern der Versuche, ihn zu bannen, und starrte hohnlachend der Vernunft in die kalten Augen. — Des Kindes Betrachtungen waren nicht nur richtig, sie waren auch scharf, denn Estella entdeckte, wie oft einem winzigen Papiere, das unvermuthet beim Kramen in alten Briefschaften einem Packet entfiel, schon gelang, einen Sturm in den stillen Zügen der Mutter herauf zu beschwören und ihr den Schleier des Friedens vom Antlitz zu

reißen. Und je älter Estella wurde, je mehr sie heranwuchs, desto klarer wurde ihr Blick. Als wir sie kennen lernten, war es ihr denn schon lange kein Geheimniß mehr, daß jene stille Außenseite der Mutter ein vulkanisch Leben im Innern barg und daß deren Seele noch schwerere Kämpfe durchrungen, als sie einst geahnt hatte. Wirkten sie der Art fort und in einem Geiste nach, wie sie es in dem Magdalenens sich Herrschaft errungen, so gaben sie Estella, trotz ihres eignen, vom Schmerze unberührten Daseins, den Begriff und die Erkenntniß von Dem, was das Geschick in Anderer Leben zu tragen vermag. Und kaum denn, daß sie Rudolf gesehen hatte, da wußte sie auch von ihm, daß von der großen äußeren Ruhe, die sein Wesen kennzeichnete, sehr wenig dem Innern an Segen zu Theil geworden und diese bei ihm, wie auch bei ihrer Mutter, vor den Blicken Anderer den Schleier um Erlebnisse und Ereignisse breiten sollte, die zu dunkel waren, um frei an's Licht treten zu können.

Das öftere Zusammensein mit Rudolf, wo oft auch die Blitze vulkanischen Lebens durch die äußere Ruhe zuckten, vergegenwärtigten Estella immer und wieder einen Eindruck, den sie zu wiederholten Malen durch die Natur empfangen hatte und der

ihr einst so klar das Bild der Mutter vor Augen gestellt. Es war jener eigenthümliche Eindruck, den die tiefe Ruhe in den obern Regionen der Berge machte, in denen sich Estella oft während eines Gewitters befand, wo sie hinablickte in die tobenden Elemente, in jenen wunderbaren Kampf der Wolkenschichten, die der Sturm zerriß, dort wieder zusammenballte und wo der Natur entfesselte Gewalten sich ihr in ihrer ganzen Wildheit zeigten, in ihrem größten Schrecken offenbarten, sie aber nicht erreichten, nicht an sie selbst herandrangen und sie, hoch über Sturm und Wolken, fern jedem bösen Wetter, im gesicherten Frieden eines heitern blauen Himmels stand.

Wohl hatte das junge Mädchen richtig empfunden, wenn sie sich seit Jahren der Art geschützt neben der Mutter gefühlt und nichts Anderes von diesem treuen Herzen erwartete, als die Segnungen des Friedens. So wie Magdalene schon ihre Kindheit behütet, stand sie auch als der gute Engel neben ihrer Tochter, als an Estella's Horizont die Wolken des dunkeln Mißgeschickes sich zu sammeln begannen, ihr Glück und ihre Zukunft bedrohend.

Wäre Magdalenens Geist kein so starker, ihre Liebe nicht eine, von allem Egoismus freie gewesen, schwerlich hätte sie dann vollbracht, was sie

Beider Kraft und Macht ermöglichte. Von andern gewöhnlicheren Frauen und Müttern verschieden handelte sie schon in der ersten bittern Stunde der Erkenntniß, wo sie eben so plötzlich wie unvermuthet die Einsicht gewann, wie die Wünsche eines unbekannten Mannes von bedeutenderem Gewicht für Estella waren, als der bis dahin so heilig gehaltene Wille der Mutter.

Von jener Bekanntschaft mit Rudolf, der unter dem Namen seines Freundes Franken in dem Dorfe lebte, erwartete Magdalene anfangs nichts Anderes, als daß sie eine so vorübergehende sein würde, wie alle bisherigen. Da Estella später nie mehr Rudolfs erwähnte, ahnte auch die Mutter nicht, daß er überhaupt noch in der Gegend sei, und erst an dem Tage, wo er ihr Befreier aus so widerwärtiger Lage geworden war, hörte Magdalene zum ersten Mal wieder von ihm. „Er ist wie Du, so still, so ernst!“ berichtete Estella im Anfange von ihm und auch an dem Tage sagte sie: „Wie er Dir gleicht, Mutter, kannst Du Dir gar nicht denken!“ — Nach den Worten hatte Magdalene am wenigsten gedacht, daß dieser Ausdruck ihres abgeschlossenen Seins und Wesens je das Band werden könne, das ihr Kind magnetisch zu dem Fremden zog und immer fester an ihn kettete.

Wie sich Estella diesem Unbekannten, aber unbewußt, so ganz zu eigen gegeben, erkannte Magdalene zuerst in jener Stunde, als sie die Tochter bat: fortan nicht mehr über die Grenzen ihres ländlichen Gebiets hinaus zu schreiten, bis dieser Herr, der ihr auf allen Wegen begegne, das Dorf verlassen habe.

„Das kann ich nicht!" gestand Estella ganz einfach; und daß sie es in Wahrheit nicht konnte, daß überhaupt ein Einschreiten zu spät sei, davon überzeugte sich Magdalene in der Zeit, wo sie die Tochter durch sanfte Bitten, durch ernste Ueberredung an das Haus fesselte. Die kurze Trennung zehrte schon an des Mädchens Lebenskraft, welche Magdalene immer für sehr schwach und äußerst abhängig von günstigen Verhältnissen erachtet. Jetzt erwies sich, wie sie Recht gehabt, denn wenn Magdalene ihr Kind bisher immer als die einzige und köstlichste Blume ihres Lebens angesehen hatte, so erkannte sie nun zu ihrem tiefsten, zu ihrem bittersten Schmerze, deren Blüthezeit für sie war vorüber, sie bedurfte ein anderes, ein neues Erdreich zu ihrem ferneren Gedeihen — ein anderes, ein helleres Licht, als jenes war, das Mutterliebe bieten kann. — Als dann aber glänzend und strahlend die neue Sonne an Estella's Lebenshimmel auf-

ging, wie dunkel wurden da die ohnehin so trüben Tage Magdalenens! — so dunkel, wie sie immer gedacht und geahnt, daß das Erdendasein für sie werden könne. — —

Kaum, daß Rudolf Estella nicht mehr auf seinen Wegen fand, kam er zu der Mutter und bat sie um der Tochter Hand, deren Herz er, wie er ihr offen gestand, zu besitzen glaubte. An dies Bekenntniß seiner Liebe, seines Hoffens reihte er kurze Uebersicht seiner äußeren glänzenden Lebensverhältnisse, trat aus dem schlichten Incognito heraus, das er bisher gewahrt hatte und nannte seinen Namen, seinen Titel.

Wenn nun Rudolf auch weder gedacht, dieser Frau, welcher der Stempel des Ungewöhnlichen so unverkennbar aufgedrückt war, durch seinen Namen und Freiherrntitel zu imponiren, oder in seinem Reichthum ein Mittel zu haben, Estella gewinnen zu können, ja wenn er dem ganzen so natürlichen Empfinden der Mutter, die so einsam lebte, vollste Rechnung getragen und sich sagte, daß er viel fordere, wenn er Verlangen nach diesem Schatze trage, den sie in der Tochter besaß — kurzum, wenn er auch Alles erwogen, jede Möglichkeit sich vorgestellt, so hatte er sich doch nicht im Mindesten auf den an Entsetzen, ja an Schauder streifenden Schreck

gefaßt gemacht, den ihm Magdalenens Züge nach seiner Werbung zeigten.

Schien sie doch geradezu vernichtet zu sein! Sprachlos, trostlos starrte sie auf Rudolf, und als sie endlich Worte fand, war es die im Tone inständigsten Flehens ausgesprochene Bitte: „Geben Sie jede Hoffnung auf Estella's Besitz auf, sie kann nie Ihr Weib werden.“

Ein langer forschender Blick fiel aus seinem Auge auf die todtenbleiche Magdalene — der momentane Verdacht, daß auf Estella's Geburt vielleicht ein Makel ruhen könne, glitt ab an jener stolzen Erscheinung, die, wie gebrochen immer durch die Aussicht ihr Kind zu verlieren, dennoch das Weib in seiner ganzen Würde und Hoheit repräsentirte.

„Darf ich Ihre Gründe kennen?“ fragte er bescheiden.

„Nein!“ entgegnete sie ruhig und bestimmt und setzte ernst hinzu: „Ich wünsche, wenn ich überhaupt je wünschen sollte, mein Kind verheirathet zu sehen, daß sie sich mit keinem Deutschen vermählt.“

„So haben Sie sicher besondere Vorliebe für Ihre Nation, Mistreß Walton; da indessen hier hauptsächlich Ihre Tochter im Spiele ist und diese,

wie ich Ihnen bereits bemerkte, sich für mich entschieden hat, so sollten Sie auf meine inständige Bitte hin — in Rücksicht auf unser beiderseitiges Glück — versuchen, den Gefühlen Estella's Rechnung zu tragen und —"

„Es kann nicht sein!" rief sie entschieden, „lassen Sie mir mein Kind!" bat sie fast leidenschaftlich und fuhr immer dringender fort: „Ich kann Estella Ihnen nicht geben. Ehren Sie mein Wort, ohne meine Gründe näher zu kennen; vergessen Sie Ihre Wünsche, die unerfüllbar sind und bleiben."

„Nein!" rief er fast rauh und heftig, „denn mit dem Verzichten auf Estella, verzichte ich auf Alles, was Glück heißt, und warum soll ich das thun, warum ich ewig auserſehen sein, mein Leben und Alles, was darin an Freude streift, den Verhältnissen zum Opfer zu bringen? Hören Sie mich an, erfahren Sie, wie meine Vergangenheit war und urtheilen Sie dann, ob Sie das Recht, die Macht besitzen, meine Zukunft in ähnlich trostloser Weise zu zerstören."

„Nein, nein, sagen Sie mir Nichts mehr!" bat Magdalene innig, „es würde mir nur das Herz zerreißen, Ihnen wehe zu thun und doch, — es nicht ändern zu können. Auch ich habe den Ver-

hältnissen zum Opfer Vieles bringen müssen; ich kenne das Furchtbare solchen Verhängnisses aus Erfahrung und bedarf nicht Andrer Elend zum Beweis, wie schwer dergleichen zu tragen ist."

Sie streckte ihm abwehrend die Hände entgegen und ihrer Augen flehender Ausdruck unterstützte in tausendfacher Weise ihre Bitte. Er kämpfte aber für sein Glück, — sie nur, wie er dachte, um ihren Frieden, und was galt der ihm gegen jene überwältigende Macht höchsten Erdensegens, den er sich zu erringen strebte!

Und darum ließ er sich denn nicht zurückweisen und machte den letzten Versuch, sie umzustimmen. Er enthüllte ihr in wenigen, aber ergreifenden Worten das dunkle Schicksal seines Hauses, den Einfluß, den es auf sein ganzes bisheriges Leben ausgeübt hatte und wie er durch der Schwester Unglück um alles Jugendglück gekommen war. Als er bemerkte, wie erschüttert sie davon war, wie todesbleich sie unter seinen lebendigen Schilderungen wurde, da erfaßte er ihre kalten Hände, da sah er flehend in ihre feuchten Augen und sprach im Tone der wärmsten Ueberredung:

„O, Magdalene Walton, wenn Sie ein Herz für Andrer Leid besitzen, wenn Sie fähig sind, so tief zu empfinden, wie es scheint, und Antheil

nehmen können an der trostlosen Vergangenheit eines Menschen, dann, dann erbarmen Sie sich meiner Zukunft! — Sage ich Ihnen, Estella vermag den zerstörten Frieden unseres Hauses herzustellen, Freude und Glück da zu bereiten, wo Beides einst für ewig lange Jahre durch rohe, rauhe Hand auf's Schonungsloseste und Entsetzlichste zertreten und vernichtet wurde, — dann, dann meine ich, dürften Sie nicht zaudern, Ihrer Tochter den mütterlichen Segen zu der Mission zu geben, zu der sie sicher ein Gott erwählte. — Ja, Mistreß Walton, mag der Strahl, der eben in Ihren Augen aufblitzte, doch ein Licht der Erkenntniß sein, daß Gott mich und Ihr Kind zusammengeführt hat und Er es wollte, daß durch sie mein Lebensglück noch einmal Knospen treiben sollte. — Ehe Sie denn ablehnen, erwägen Sie, was in Ihre Hand gelegt ist: meine ganze Zukunft! — Ueberlassen Sie mir Estella, so bin ich ausgesöhnt mit Allen und will nie mehr klagen über jenes Dunkel meines vergangenen Lebens, — ja, ich will Sie segnen, so lange ich Gott und Ihnen danken kann. — Und nun, nachdem ich Ihnen dies Alles gesagt und gestanden habe, kein Wort weiter! — Ich werde heute noch die hiesige Gegend verlassen und etliche Monde fern bleiben, auch niemals

schreiben, dann aber wiederkehren, Ihren letzten Entscheid zu empfangen. Mag diese Zeit eine Prüfung für Estella's Gefühle sein — mag sie Ihnen zum Erwägen dienen, ob Ihre Gründe stark genug sind, mein ganzes Hoffen zu zerstören und halten Sie den Gedanken fest: «daß Sie eben über eines Menschen Geschick entscheiden, dem die Vergangenheit, die ganze Jugendzeit, nur Trübes bot!» — Und nun leben Sie wohl! — Lassen Sie mich auch Abschied von Estella nehmen, sie noch einmal allein sprechen, und seien Sie fest versichert, sie bleibt mir bis zu dem Augenblicke nur Ihre Tochter, bis Sie mir selbst sagen, daß sie mein Weib werden darf."

Magdalene ließ geschehen, was er verlangte; sie schien nach seinen Worten unfähig zum Widerstande zu sein. Als er aber schied, da sagte sie fast feierlich: „Mögen Sie wahr gesprochen haben und möge es in meiner Hand liegen, das Glück Ihrer Zukunft zu begründen."

Diese Worte erfüllten ihn mit Hoffen, denn sie gaben ihm die beseligende Gewißheit, daß, suche sie Das zu wollen, ihrem starken Geist und Charakter Hindernisse, die er nicht kannte, besiegbar sein würden, wenn es eben möglich war, daß sie bekämpft werden konnten. Ihr Wille dazu war da nach

jener Verheißung — er hielt sie nicht fähig der Täuschung — daß er sich nicht in ihr geirrt hatte, erkannte er wenige Monate später, wo er wieder kam, denn auf seine Fragen gab sie ihm mit stiller Freudigkeit die Antwort: „Ich kann — und ich darf. Vergessen Sie indessen nie, daß nur Ihre Bitten mir mein Kind abgerungen haben; daß ich nur ungern mich dazu entschloß, das mir unmöglich Scheinende zu ermöglichen. Vor Allem aber lassen Sie mich nie bereuen, den Kampf gewagt zu haben, — lassen Sie mich niemals meinen Sieg und das Vertrauen beklagen, mit dem ich Ihnen heute Estella, meines Lebens höchsten und einzigen Schatz, als Eigenthum übergebe."

Rudolfs Dank war ein eben so warmer, wie sein Versprechen, Estella immer hoch zu halten, ein feierliches. Als Estella's Verlobter blieb er einige Wochen in dem kleinen Hause am Berge, das nun begann, seinem Aussehen auch im Innern zu entsprechen und ein idyllisch Glück umschloß.

Wie strahlend aber auch die Gesichter der Liebenden — das Magdalenens zeigte sich trotz ihres sichtbaren Bemühens, heiter zu scheinen, oft von der düstersten Schwermuth umschattet. — Estella legte diesen erhöhten Ernst in dem Gesichte, das sie sorglos nie gekannt hatte, als Trauer um die bevor-



stehende Trennung aus, die ja selbst, wenn sie an das Scheiden dachte, ihre Seligkeit zu trüben vermochte. Vergeblich waren alle Versuche Rudolfs geblieben, Magdalene zur Uebersiedelung nach Norddeutschland zu bewegen und mit ihnen in Eschenwalde zu leben. Es that ihm um so mehr leid, je näher er seine zukünftige Schwiegermutter kennen lernte, denn hatte er vorher nur ihre äußere Erscheinung ungewöhnlich gefunden, so lernte er im längern Zusammensein nur immer klarer erkennen, wie dies um so mehr bei ihrem Geiste und Charakter der Fall war und Beides auf einer seltsamen Höhe stand. Vollkommen begriff er daher Estella's Trauer beim Gedanken an Trennung von dieser Mutter und dankte auch immer und wieder aus vollster Seele Gott, dem Kindesherzen durch die Liebe einen so ausgleichenden Weg für das harte Wort der Bibel angebahnt zu haben: „Du sollst Vater und Mutter verlassen, um dem Manne zu folgen.“ Weder er noch Magdalene konnten sich bei Estella's vom reinsten Glück durchstrahlten Zügen darüber täuschen, daß sie freudigen Herzens den schweren Schritt thun würde.

Als Rudolf noch einmal für kurze Zeit von den beiden Frauen schied, um in der Heimath Vorbereitungen zum Empfange seiner jungen Ge-

mahlin zu treffen, dankte er Magdalene noch einmal innig für das Glück, das sie ihm gegeben und fügte lächelnd hinzu, wie er sich gefreut, daß sie mehr und mehr ihren Groll und Widerwillen gegen ihn besiegt und ihn in so herzlicher Weise in ihrem Hause aufgenommen habe.

„Groll? — Widerwillen?“ wiederholte sie staunend, um schnell hinzu zu setzen: „Ich grollte Ihnen nie, noch waren Sie mir persönlich einen Augenblick unangenehm. Warum ich Ihnen mein Kind nicht gleich zusagte, hatte, wie ich bereits anführte, andere Gründe. Gebe Gott, daß Sie sie nie erfahren und zu Ihrer Beruhigung mag dienen, daß Estella sie auch nicht kennt, noch je zu wissen braucht und sie, die mein Geheimniß sind, auch immer Geheimniß bleiben können. — Sie besiegten diese Gründe, als Sie mir gestanden, Estella vermöchte, Sie mit dem Leben auszusöhnen und Ihrem Hause neues Glück zu bringen. Sagen Sie mir einst, daß dies geschehen ist — dann, dann will ich auch Ihren Dank entgegen nehmen, früher aber nicht, bis jetzt ist mein Glaube an die Mission meines Kindes in Ihrem Hause, für Ihr Leben, nur ein Hoffen, ein Hoffen, dem ein Gott in seiner Gnade das Erfüllen folgen lassen mag!“ —

Alle Aussichten schienen Magdalenen zu dieser

Erfüllung aber vorhanden zu sein, als Rudolf Wallberg einige Monate später Estella hochbeglückten Herzens sein Weib nannte, und wenn man ihn neben seiner jungen Frau erblickte, unmöglich daran zweifeln konnte, daß sie das Licht seines Lebens, die Sonne seines Daseins war.

Rudolf glaubte, jetzt ein um so geheiligteres Anrecht an Estella zu haben, als der Arzt ihm sagte, er habe seine Braut dem Tode abgerungen, und er selbst meinte, Estella sei ihm in Wahrheit von Gott geschenkt. Sie, die bei seiner Ankunft am Rande des Grabes stand, genas, seitdem er bei ihr war und ihr immer von Neuem versicherte, wie jetzt sie Nichts mehr von einander scheiden würde und könne. — Ihre Krankheit warf über jene Fragen, die sie so tief erschüttert hatten, einen dunkeln Schleier, — er hatte, als er sie so verändert wieder fand, nur Sinn und Gedanken für das Eine: daß sie am Leben und ihm erhalten blieb. — Es war der Fall und dadurch auch alle Bedenken Magdalenens zum Schweigen gebracht. Tausend Zweifel hatten sich nämlich in ihrer Brust in jenen langen Fiebertagen und Nächten geregt, wo sie an ihres Kindes Bett wachte und durch alle Phantasien Estella's immer die eine Frage lief, die sie an dem Abend, wo wir beide Frauen zu-

erst aufsuchten, an ihre Mutter richtete, jenes Bedenken, das sie an den Rand des Grabes getrieben: „ob sie als Rudolfs Frau ein Geheimniß vor ihm haben dürfe.“

Inmitten dieser Zweifel, ob sie Recht gehandelt — von dem festen Bewußtsein plötzlich verlassen, das Beste erwählt zu haben, wagte Magdalene kaum, Gott um das Leben ihrer Tochter zu bitten. Sie stellte Ihm, der den Tod zu besiegen vermag, den Ausgang anheim und sagte voll Ergebung: „Herr, Dein Wille geschehe.“

Reine Freude verklärte indessen Magdalenens Züge, als ihr Kind genas, mit sicherm Schritt, mit frohem Lächeln dem Leben neu entgegen ging. Ein Strahl des Glücks flog auch durch ihr ernstes blasses Gesicht in der Stunde, als ein Freund und College Percival Dracy's, ein Geistlicher der englischen Kirche, die Trauung vollzog und Rudolf Wallberg und Estella jene bedeutungsvollen Worte aussprachen, die sie für ewig aneinander banden.

Einige Stunden, nachdem diese Gelübde ausgetauscht waren, stand unten auf der Bergstraße, am Saume des Hügels, wo Magdalenens kleines Haus sich erhob, ein Reisewagen; durch den Garten schritten Estella und Rudolf Arm in Arm dahin, ihren vereinten Geschicken entgegen.

Der Abschied von der Mutter war im Hause genommen und Magdalene in ihrem Zimmer zurückgeblieben. Nun aber trat sie heraus auf die Veranda, sah noch einmal nieder zum blühenden Antlitz der Tochter. Auch Estella blickte noch einmal unter Thränen, unter Lächeln auf die Mutter — dann hin zum letzten Mal auf das Gebiet, in dem ihre Kindheit verflossen, ihre Jugend begonnen, die Wünsche des Herzens ihre Erfüllung gefunden hatten und aus dem sie nun hinauszog — in eine neue Welt, in ihre eigene Heimath. —

Das letzte Wort — der letzte Blick — der letzte Gruß! — Magdalene begriff einen Moment kaum, als dies Alles ausgetauscht und die größte Veränderung ihres Lebens und Geschickes eingetreten und besiegelt war, daß sie es überwunden — so überwunden hatte. Sie sah wie staunend auf die helle Sonne, die blühende Pracht des Sommers, auf jene ewige Mahnung an den Winter, der Alpen Kette. Alles wie zuvor, Alles wie sonst, überall Licht, Glanz, Schönheit — nur in ihr Dunkel — um sie her Oede, Leere — Alles anders, ihrem Dasein jede Freude genommen! — Regungslos verharrte sie an derselben Stelle, lauschte dem Ton des fort- und immer weiter rollenden Wagens, den sie längst schon nicht mehr

sah. — Schwächer, von Sekunde zu Sekunde schwächer, wurde dieser Ton — endlich verhallte er ganz — Alles war still, lautlos still. Magdalene weinte nicht, sie betete auch nicht, trotzdem ihre Hände sich plötzlich falteten und sie empor sah zum Himmel. Sie dachte einzig:

„Wird das verhängnißvolle Finden dieser Beiden gut enden oder doch einmal eintreten, was ich von Anfang an gefürchtet habe?“ —

Zwei Jahre sind vergangen. Reginald Franken ist seit der Zeit vom Doctor der Philologie zum Professor avancirt und bekleidet einen festen Posten an einer der Universitäten Deutschlands, die zugleich eine der größeren Residenzstädte ist. Der älteste Sohn jener russischen Familie, Fürst Alexis Solkoff, dessen Erzieher er einst war, und welche Stellung er nur seines Jugendfreundes wegen verließ, studirt an jener Universität Staatswissenschaft und ist dem Professor, der vor einigen Monaten heirathete, als Pensionär übergeben und zur Ueberwachung anvertraut. Dies letzte Amt ist seit Kurzem Professor Frankens schwerstes geworden. Sein einstmaliger Zögling macht ihm

jetzt seit Wochen mehr zu schaffen und zu thun — mehr Sorge und Kummer, als in den ganzen früheren Jahren, wo er dessen Führer war. Der junge Mann ist Spieler geworden, zu Reginalds Entsetzen leidenschaftlicher Spieler! Er besucht Abend um Abend den Salon eines Baron Galinski, der im Geheimen eine Bank hält und dessen Haus der Polizei längst verdächtig und eins jener Lokale ist, die, wie oft auch schon von den Behörden aufgehoben, dem Gesetze spotten und, ausgerüstet mit ähnlicher Kraft, wie verderblichen Giften eigen, unausrottbar sind, immer von Neuem erstehen und ewig neue Opfer fordern.

Jetzt schien der dem Professor Franken anvertraute Fürst eins der Opfer zu sein, und wurde er nicht gerettet, gehörten — wie Reginald nach den Erfahrungen der letzten Wochen meinte — die Reichthümer seines Vaters, von denen man sich fabelhafte Dinge in der Residenz erzählte, bald völlig in's Reich der Fabel und nicht mehr zu den existirenden Gegenständen der Wirklichkeit.

Fürst Alexis verbrauchte binnen Tagen, oft in Stunden, Summen, die in ihrer Höhe um's Hundertfache den Betrag der Wechsel überstiegen, welche ihm von seinem Vater für's Jahr angewiesen und von bedeutendem Werthe waren. So hatte er denn

eine Schuldenlast, die plötzlich bedenklich für seine Freiheit wurde und welche endlich dem alten Fürsten zur Tilgung übersandt werden mußte. Der junge Mann hatte seinen Lehrer mit diesem angenehmen Auftrage beehrt und Reginald kannte den Vater zu gut, um nicht im Voraus zu wissen, welchen Eindruck diese Nachricht machen würde. Es kam, wie er vorausgesehen hatte: der alte Herr zahlte, aber verbat sich Ueberraschungen der Art nicht allein auf's Ernstlichste, fügte auch die Drohung hinzu, den Sohn künftig in Ruhe den Folgen seines Leichtsinns zu überlassen, indem er weder Lust habe, an den Bettelstab zu kommen, noch seinen übrigen Kindern ein Vermögen zu entziehen, auf das sie gleichen Anspruch hätten, wie der Erstgeborene.

Kurze Zeit mied Alexis Solkoff das gefährliche Haus, um sich dann mit verdoppelter Leidenschaft dem Spiel von Neuem zuzuwenden. Frankens Vorstellungen blieben fruchtlos, seine Bitten unbeachtet. Endlich griff auch er zur Drohung und sagte, daß er jetzt das Lokal ausfindig gemacht habe, wo er in unverantwortlichster Weise seines Vaters Vermögen verschwende, er ohne Gnade und Erbarmen Baron Galinski den Behörden nennen und hülfe die Aufhebung jener ge-

heimen Bank nicht, er ihn dann selbst nach Rußland zurück geleiten würde.

Der junge Fürst kannte den Professor zu sehr als Mann der That, um die Worte einzig als inhaltlose Drohung zu betrachten. Der Gedanke, in Rußland zu leben, war ihm aber gleich entsetzlich, wie Ursache der Vertreibung und Bestrafung des alten Baron Galinski zu werden. Aus dem Grunde war er ferner auf seiner Hut, Franken nicht zu den gewaltsamen Maßregeln zu treiben. Er blieb zu des Professors Beruhigung fortan am Abend zu Hause oder ging nur in dessen Gesellschaft aus. Leider beruhte die anscheinende Besserung auf Täuschung, denn Franken hörte und bemerkte bald auch selbst, daß Fürst Alexis Nachts heimlich davon schlich und oft erst mit dem Morgengrauen in seine Wohnung zurückkehrte. Wo er die Nächte zubrachte, verriethen die beim Banquier aufgenommenen Gelder und die das Haus immer häufiger frequentirenden Wucherer.

Reginald zog einige ihm bekannte Officiere zu Rath, die theils mit dem Fürsten befreundet, theils ebenfalls Gäste des Galinski'schen Lokales waren. Sie fanden den Fall unangenehm, mißlich, selbst schwierig; sie bedauerten aufrichtig den Professor, den sie Alle herzlich liebten und schlugen ihm vor,

einmal Nachts selbst den Ort zu besuchen und Baron Galinski auf diese Weise darauf aufmerksam zu machen, daß er's ein wenig arg mit dem jungen leidenschaftlichen Fürsten treibe. Sie versicherten, wie sie selbst schon vermuthet hätten, man gehe an der Bank auf den völligen Ruin des Fürsten aus, den man vermögender halte, als er bis jetzt sei. Seine Spielschuld sei in vergangener Nacht beim Roulette auf sechzigtausend Rubel gestiegen, denn er habe mit einem an Wahnsinn grenzenden Leichtsinn die hohen Einsätze eines Engländers stets überboten und diesen halte man in Verdacht, mit Galinski im Einverständniß, ja dessen Helfershelfer zu sein. Der Herr war nämlich bereits vor Jahren mit dem Inhaber der Bank in Homburg zusammen gesehen worden, — ein Geheimerath von Ohlen behauptete sogar, in diesem Frühjahr Galinski und den Engländer noch in Baden-Baden Arm in Arm immer erblickt zu haben, während sich Beide nun in der Residenz als völlig Fremde behandelten, — Jener ein Gast, wie alle Uebrigen scheine, aber wahrscheinlich mit Galinski unter einer Decke spielte und diesem durch seine hohen Sätze als Lockvogel für die Unerfahrenen dienen mußte.

Der Professor hielt nach all Diesem für das Beste, den Rath der Officiere zu befolgen und be-

suchte noch in derselben Nacht das Galinski'sche Lokal in ihrer Begleitung. Fürst Solkoff war bereits da, saß am Roulette und Reginald stellte sich ihm gegenüber. Er grüßte ihn flüchtig, als Jener emporblickte und ihn erbleichend anstarrte, — nahm sonst aber nicht die geringste Notiz von ihm und beobachtete anfangs einzig voll Aufmerksamkeit und Interesse die ganze Scene und Umgebung.

Das Zimmer, das im Mittelpunkte einer Reihe kleinerer und hübsch ausgestatteter Gemächer lag, in denen an verschiedenen Tischen ein schlichtes Boston und Whist gespielt wurde, hatte den Anstrich eleganten Salons eines reichen Privatmannes. Es war sehr groß und weit, die Wände mit schönen Spiegeln und Gemälden verziert, zeigte verschiedene kleine Etablissements, wo Bücher und Journale, Zeitungen und Mappen lagen, und in der Tiefe befand sich ein Buffet mit kalten Speisen und Weine aller Art. Bei Eintritt und Anblick der verschiedenen Gruppen, unter der sich sogar eine friedliche Schachparthie im Salon befand, hätte jeder Uneingeweihte annehmen können, er komme in geladene Gesellschaft. Nur die beiden großen Tische in der Mitte, der zum Pharaospiel hergerichtete und das Roulette, verriethen die Spielhölle par excellence. Am Roulette präsidirte Baron Galinski mit so

liebenswürdig heiterer Miene, daß sein Gesicht schon über die wahre Sachlage der Dinge zu täuschen vermocht und man hinter diesem humanen Wesen kaum den Gauner gesucht, der er sein sollte und der sich einzig damit beschäftigte, das Eigenthum Anderer an sich zu reißen.

Um diese Stunde war nur das Roulette in Thätigkeit. Den Professor Franken überzeugte eine kurze Beobachtung des Spieltisches schon, daß hier Summen gewagt, verloren, mitunter auch gewonnen wurden, die an Höhe Alles überstiegen, was er an ähnlichen Orten gesehen, wo man der Glücksgöttin die Herrschaft eingeräumt hatte. Bald fand Franken auch Den unter den Spielern heraus, welchen man verdächtigte, gemeinschaftliche Sache mit dem Baron zu machen und der durch seine hohen Einsätze den Unerfahrnen ebenso mit sich fortreißen sollte, wie den Leidenschaftlichen. An Wagnissen kam ihm hier allerdings nur Fürst Solkoff gleich, dem aber, zu Frankens Beruhigung, in der Nacht Fortuna zur Seite zu stehen schien. Das Gold häufte sich vor seinem Zöglinge. Baron Galinski nahmen die andauernden Verluste anscheinend ein wenig von seiner Ruhe und Liebenswürdigkeit und sein Lächeln bekam etwas sehr Erzwungenes. Des Engländers Augen aber hefteten

sich von Zeit zu Zeit mit stechendem, unheimlichem Ausdruck auf den jungen Mann und seinen Gewinn, loderten sogar hie und da in heftigen Zorn auf, machte der Fürst keine gemeinschaftliche Sache mit ihm, pointirte, wo es ihm beliebte und zwar oft erst im letzten Augenblick, ehe das Rad in Bewegung gesetzt wurde. Doppelt auffallend waren Reginald die neuen freundlichen Annäherungen des Engländers an Fürst Solkoff, nach jenen Blitzen des Zornes, nach jenen Anzeigen des Aergers in seinen Zügen, die er doch nun schon zu oft wahrgenommen hatte. Einen Moment kam ihm der Gedanke, ob ein falsches Spiel möglich, ob Fürst Alexis dies entdeckt und nun nach seinen Verlusten des vorigen Abends auf der Hut sei. Dieser Gedanke war indessen um so weniger fest zu halten, sah Franken auf die Menge der routinirten Spieler, die rings um den Tisch Platz genommen hatten und dem Glücksrade so viel anvertrauten. Konnte ein Falsum stattfinden, ohne daß sie es merkten? Er meinte unmöglich — wunderte sich aber immer von Neuem über des Engländers Gesicht bei der völligen Emanzipirung des jungen reichen Studenten.

Anderes fiel dem Professor eben so auf. Er, der so viel gereist war und ausgiebige Studien an

Menschen und Völkern gemacht hatte, der große Sprachkenntnisse und ein feines Ohr für die Nüancen des Dialekts besaß, horchte immer und wieder auf voll Staunen, wenn der Engländer französisch redete. Es war die reinste Aussprache, die man finden konnte, der Accent so vollkommen und echt französisch, wie ihn selten der Engländer, meist nur der gewinnt, dessen Mutterlaut die Sprache ist oder der sie von Jugend auf und unausgesetzt redet. Um zu wissen, ob sein Argwohn begründet, den die Physiognomie des Mannes so lebhaft unterstützte, und ob dieser als Engländer Auftretende nicht geborner Franzose oder ein Pole war — um wenigstens noch andere Anzeichen für seine Annahme zu gewinnen — bat der Professor den einen der Officiere, mit denen er gekommen und welcher, wie er wußte, fertig englisch sprach, mit dem Herrn zu reden. Jener that's. — Der Engländer redete die Sprache ziemlich gewandt und fließend, jedoch mit einem Dialekt, der Frankens Vermuthungen bestätigte, und unwillkürlich concentrirte er ferner seine Aufmerksamkeit auf ihn.

Es war ein Mann von ungefähr drei- bis vierundvierzig Jahren, von leichter, schlanker, sehr biegsamer Gestalt und elastischer, oft an Anmuth streifender Bewegung. Sein dunkles Haar, am

Hinterkopf noch ziemlich voll, fast kraus gelockt, zeigte sich bereits stark mit Weiß untermischt und auch der reiche Bart wies diese Spuren frühen Alterns auf. Von besonderer Pflege deuteten an der ganzen Erscheinung nur die Hände, die von frauenhafter Zartheit und Weiße waren, sonst trug das Aeußere, ja selbst der Anzug deutlichste Spuren von Verwilderung und Vernachlässigung. Wie unheimlich, fast widerwärtig Franken im Anfange dies bleiche, verlebte, von Leidenschaften durchfurchte Antlitz war — es fesselte ihn beim längern Betrachten. Studirte man die Linien und einzelnen Gesichtstheile nur ein wenig, trat ihre ursprüngliche Schönheit und ein gewisser Adel in Schnitt und Form mehr und mehr hervor. Es blieb fast unverkennbar, dieser Mann mußte einst schön, anziehend gewesen sein, ehe die Verwilderung den verderblichen Einfluß auf das Aeußere ausgeübt und der dunkelsten Leidenschaft Gewalten dem Gesicht ihren verheerenden, ihren unverwischbaren Stempel aufgedrückt hatten. Immer war es noch ein interessanter Kopf. Die Erscheinung blieb für Franken überhaupt die interessanteste des Tisches und ganzen Salons. Es vereinten sich in ihr, wie der Professor bald entdeckte, zu sehr zwei verschiedene Naturen und Gewohnheiten, als daß es nicht von

Reiz für ihn gewesen wäre, deren Auftauchen und Kampf miteinander zu beobachten. So durchblitzten und durchbrachen die Formen des sicher einstmals sehr gewandten Weltmannes immer und wieder die schlechten Manieren, die Entsittlichung und Vagabondenthum nur zu klar hervor zu rufen pflegt. Gute Erziehung, gutes Gewöhnen bekämpften fort und fort diesen verderblichen Einfluß, und der beobachtende Menschenkenner fand sehr bald heraus, dieser Engländer war einst Anderes und Besseres gewesen, als er jetzt so unverkennbar repräsentirte und was immer stärker und deutlicher vortrat, je mehr er die Macht der Selbstbeherrschung verlor. Diese büßte er immer weiter durch Genuß von Wein ein, dem er mehr zusprach, als ihm dienlich war, und die Art und Weise, wie er dies that, zeigte deutlich, was die zweite, vielleicht noch unbezwinglichere und jedenfalls verderblichere Leidenschaft seines Charakters geworden.

Des jungen Fürsten Augen folgten jetzt mitunter der Richtung der Blicke Frankens. Der Professor hatte dabei mindestens die große Genugthuung, wahrzunehmen, wie auch ihm der Engländer in seinem neuen Auftreten mißfiel. Er rückte sogar immer weiter von ihm fort, als dieser jetzt den Champagner in großen Pokalen verlangte und

nachdem er in echter alter Ritterart gezecht, höchst vertraulich gegen den jungen Studenten wurde. Er rückte ihm nach, redete ihm dann zu, jenes vor ihm liegende Gold, das er „den ganzen Bettel" nannte, auf einen Satz einmal zu wagen, und als der Fürst es that, gewann und die Bank mit der Summe sprengte, fluchte der Engländer in einer Weise, daß er damit einem Kriegsknechte Wallensteins mehr Ehre gemacht hätte, denn der Gesellschaft, in welcher er sich befand.

Baron Galinski ließ nach dem Fluche, der ersichtlich Alle überraschte — nach dem Schaden, den seine Kasse erlitten, eine Pause im Spiel eintreten und schlug vor, nachher ein kleines Hazard zu machen, da er den Fürsten Solkoff nun die versprochene Revanche im Roulette gegeben habe und sie quitt mit ihren Rechnungen wären. Der Vorschlag fand Beifall. Der Baron befahl zwei Dienern, neue Kassette aus seinem Privatkabinet zu holen und Alle beschäftigten sich während der nächsten Viertelstunde mit einer Bowle, die der Besitzer des Lokales selbst braute.

Reginald Franken entging nicht, wie Baron Galinski eine Gelegenheit dabei erspähte, mit dem Engländer im Geheimen zu reden, dieser aber keinen seiner Winke beachtete und der Bowle so be-

harrlich zusprach, daß der Professor mindestens die Beruhigung gewann, er könne mehr vertragen, als er ihm bei seineranfänglichen Aufregung zugetraut hatte — das Doppelte, was bei Andern schon hinreichend gewesen, den Zustand der Trunkenheit anzubahnen. Da ihn nun interessirte, über das Verhältniß des Engländers zu dem Inhaber der Bank in's Klare zu kommen, hielt er sich in Nähe des Ersteren auf, wenn er sich auch so stellte, als sei er in lebhafter Unterredung mit Lieutenant Steinheim begriffen. Plötzlich vernahm er ungarische Laute. Baron Galinski sprach mit dem Engländer, den er bisher als völlig Fremden behandelt, und während sein Gesicht einen freundlich humanen Ausdruck zeigte, ließ er ihm in jener wenig gebräuchlichen Sprache eine so energische Warnung zukommen, „keinen Wein mehr zu trinken“, daß Franken sah, dieser Herr stand nicht nur in genauer Beziehung zu ihm, auch in einem völligen Abhängigkeitsverhältniß. Besonders devot machten jene Beziehungen ihn aber nicht, denn er antwortete dem Baron mit einem Fluche derbster Art und dem mit Heftigkeit gestellten Verlangen, „nicht wieder den Mentor zu spielen und sich nur um Das zu kümmern, was ihn angehe.“ Der Baron bewies darauf kurz, scharf und schlagend,

daß es ihn sehr angehe, ob er nüchtern oder angetrunken sei; er selbst sein Wesen aber ja in solchem Zustande, dem er sich bereits nähere, zu genau kenne, als daß er die Folgen, die noch immer unausbleiblich gewesen, ihm zu nennen brauche, er sich also mindestens einige Stunden mäßigen möge, um es nicht zum Aergsten kommen zu lassen, nachdem sie dann auch geschiedene Leute wären."

Es schien, als ob der Engländer im Fluchen ebenso bewandert war, wie in fremden Sprachen, denn er sprudelte sie nur so hervor und schloß mit der rohen Bemerkung, daß der alte Geizteufel einmal wieder in dem gentil scheinenden Herrn Baron erwache, obschon es bei dem guten Geschäft auf eine Flasche mehr oder weniger doch wahrlich nicht ankomme.

Wie lebhaft und laut auch ringsum in all den Gruppen gesprochen wurde, die sich im Salon gebildet hatten, wie eifrig selbst Lieutenant von Steinheim auf den Professor einredete, Franken entging kein Wort jenes Streits zwischen beiden Männern, da schon der fremdartige Accent, der sich so scharf von der deutschen Sprache abzeichnete, sie deutlicher hervortreten ließ. Franken wußte danach genau, was er von Beiden zu denken hatte, die vor ihm, jedes Nimbus entkleidet, dastanden und die Maske

der Rücksicht und Höflichkeit, welche sie bisher öffentlich gegen einander zur Schau getragen, so völlig in jenem Gespräche abgelegt.

Der kurze Blick, den der Professor auf Beide warf und welchen das aufmerksame, stets beobachtend umher gleitende Auge Galinski's auffing, mußte wohl einen Theil seiner Gedanken verrathen, denn der Baron trat rasch auf ihn zu und sprach, dem Anschein nach tief bekümmert:

„Diese Engländer sind die sonderbarsten Leute! — Den einen Tag schenken sie uns ihr Vertrauen, gestehen, daß der Wein sie stark aufregt und leidenschaftlich im Spiel macht. Sie verlangen von dem Ehrenmann, der ein paar Spieltische zur Unterhaltung alter Freunde und Bekannte anschaffte, daß er sie beim Genuß des Champagner namentlich vor dem «zu viel» warnt, und keinen Vortheil aus ihrer erhöhten Stimmung zieht, und — vierundzwanzig Stunden später gerathen sie außer sich, erfüllt man ihr Begehr."

Des Barons Auge haftete bei den Worten lauernd auf dem Gesichte Frankens, der da vorzog, nicht die geringste Concession zu machen, daß er Etwas verstanden habe, unbeweglich blieb und mit vollkommenster Ruhe entgegnete: „Sie erlaubten sich eben solche Erinnerung?"

„Gewiß, gewiß," sprach der Baron erläuternd, „hörten Sie ihn nicht?"

Ein neuer lauernder Blick — eine verdoppelte Vorsicht Frankens, als er mit gut gespielter Gleichgültigkeit antwortete: „Mich fesselte einzig diesen Augenblick das bewegliche Mienenspiel des Herrn."

„Er sieht wenig englisch aus, dieser Mr. Dracy — nicht wahr?"

Der Name traf Frankens Ohr als bekannter Laut und er rief so verwundert: „Mr. Dracy — Mr. Dracy?" daß der Engländer sich lebhaft nach ihm umsah. — Franken sagte rasch gefaßt, im Tone halber Entschuldigung:

„Der Name klingt mir nicht fremd — ich muß ihn irgendwo einmal gehört haben."

Mr. Dracy antwortete mit einer so kühlen Ablehnung: „Ich hatte nie die Ehre, den Herrn — Herrn — zu sehen," daß er damit gut den Engländer hätte repräsentiren können.

„Mein Name ist Franken," sprach der Professor ruhig, „und ich behauptete keineswegs, Mr. Dracy zu kennen, nur —"

„Den Namen gehört zu haben," fiel der Engländer verbindlich ein und fügte erläuternd hinzu: „Die Dracy's stammen aus Carvill-Court, nahe

bei Kilmarnok in Schottland, unsere Linie aber wandte sich nach Worcestershire in England."

Trotz der Sicherheit, mit der diese Auskunft in Worten gegeben wurde, bebte der Ton ein wenig und das scharfe Auge Frankens nahm auch deutlich eine gewisse Unruhe in dem unheimlichen Blicke wahr, der sich auf ihn richtete. Wünschte er Mr. Dracy zu beschwichtigen, an dem er ja kein Interesse weiter zu haben glaubte, oder wollte er die Unterhaltung über den Punkt fortsetzen, um weiteren Anhalt an dem Manne zu gewinnen, der ihn seit Stunden lebhaft beschäftigte, — kurzum, er sagte artig und mit einem halben Lächeln:

„Kilmarnok, Carvill-Court, das Alles ist mir fremd, wie — wie Ihre Person, Mr. Dracy. Nur diesen Namen: Dracy — Percival Dracy hörte ich einst. Wo — wann? — ich kann's nicht angeben."

„Percival Dracy ist ja Ihr Name," rief Fürst Solkoff und zog eine Karte aus der Brusttasche seines Rockes, die er Franken reichte, während Mr. Dracy in auffallender Weise erbleichte.

Ob der Professor sie aber auch ansah — sie klärte ihn nicht weiter auf und Baron Galinski's Stimme, die Aufforderung: „Messieurs, faites vos jeux!" klang störend zwischen sein Sinnen, schien

aber dem Engländer sehr angenehm zu sein. Er verabschiedete sich von Franken mit einer Verbeugung und rief lachend: „Ah voilà l'appel au combat!“

Eine halbe Stunde beobachtete Reginald noch die Wechselfälle des Glücks am Pharaotische, an dem Fürst Solkoff und Mr. Dracy sich abermals als die Kühnsten erwiesen und wo Galinski Fortuna gnädiger zur Seite stand, denn vorhin am Roulette. Die Officiere, in deren Begleitung Franken gekommen war, zogen sich nach etlichen starken Verlusten wieder zu ihren frühern Plätzen zurück, an jenen Tisch, wo noch die Bowle dampfte, und er folgte ihnen dahin, ohne zu gewahren, wie scharf ihn einer der Herren, die bei friedlicher Schachparthie saßen, in's Auge faßte, als er an dem Tische vorüber kam.

Kurze Zeit unterhielt sich Franken noch mit seinen Bekannten, dann empfahl er sich ihnen und stand im Begriff, sich dem Zuge Herren anzuschließen, der jetzt den Saal verließ, als eine Stimme neben ihm leise sagte: „Ich gehe mit Ihnen, Professor, und kann Ihnen zugleich die Versicherung geben, ich betrat dies Lokal heute zum letzten Mal — ich habe gleich Ihnen genug gesehen und bemerkt, wenn auch Anderes, und bezweifle, daß Herr Dracy

und Galinski noch lange das Geschäft mit Glück betreiben. — Kommen Sie!"

Es war Fürst Solkoff, der Franken diese Andeutungen machte, die viel anzunehmen zuließen, und als beide Herren jetzt mitsammen hinausgingen, ahnten sie nicht, daß jenes Geschäft: „Dracy und Galinski" sich noch rascher auflösen sollte, als sie dachten — wenn auch aus andern Ursachen, als der Student glaubte.

„Kannten Sie den Herrn, mit dem eben der junge Fürst fortging?" fragte einer der Schachspieler den andern, „Sie sahen ihn so aufmerksam vorhin an."

„Nein, verehrtester Geheimrath, ich sah ihn heute zwar nicht zum ersten Male, kenne ihn aber durchaus nicht. — Nur mit seinem Namen ging es mir ähnlich, wie ihm mit dem Mr. Dracy's. Ich muß ihn auch schon einmal im Leben irgendwo gehört haben, ohne mich des Orts und der daran knüpfenden Beziehungen erinnern zu können."

Mr. Dracy, der diesem Gespräche mit Antheil lauschte, zeigte in seinen Mienen Enttäuschung und blickte dann auf Galinski, ein Zeichen machend gegen jenen Tisch in der Nähe, an dem die Officiere saßen.

Der Baron mußte den Wink verstehen. Er

war auch dem Anschein nach selbst interessirt dabei, Näheres über Franken zu hören, dessen scharfe Beobachtung seiner Person und seines Lokals ihm nicht entgangen war. Da beim Pharao, dessen Glückschancen sich ganz zu seinen Gunsten gewendet hatten, außer Fürst Solkoff und Mr. Dracy sich Niemand zuletzt mehr betheiligt, konnte er um so eher eine Pause im Spiele eintreten lassen — mindestens für kurze Zeit, bis entweder neue Gäste kamen, welche Möglichkeit der anbrechende Tag nicht ausschloß, oder bis die Anwesenden ihre Verluste verschmerzt hatten und abermaligen Versuch machten, das Glück zu zwingen.

Galinski beantwortete Mr. Dracy's aufforderndes Zeichen mit einem zustimmenden Neigen des Kopfes und fragte nach kurzer Pause, zu den Officieren gewandt: „Hatten die Herren nicht die Güte, jenen Fremden heute hier einzuführen?"

„Ja, er kam mit uns!" rief die kleine Coterie heiter und Graf Steinheim fügte noch bei: „und wir wußten auch, Baronchen, daß er Ihnen den Goldfisch Alexis entführen würde. Stimmen Sie immerhin die Trauerklage an: «Ford're Niemand mein Schicksal zu hören» und variiren Sie die Worte nur dahin: «Der das Gesetz in Ehren nicht hält, der junge Russen versteht zu bethören» —"

„Wie? — was?“ fiel Galinski dem lächelnden Officier in die Rede, „Sie wollen doch nicht etwa andeuten, Herr Graf, daß ich in Gefahr bin wegen meiner kleinen Aufmerksamkeit gegen alte Freunde, die gern Hazard spielen? — Ich kann mir doch hoffentlich auch zu meinem eigenen Vergnügen eine Roulette halten?“

Alle lachten laut auf, am herzlichsten die Officiere, und Steinheim fuhr mit komisch wirkendem Ernste fort: „Gewiß, Barönchen — wer sollte Ihnen den kleinen Spaß wehren? — Ihre alten Freunde, zu denen wir junge Officiere ja auch zählen, fürchten nur ein wenig, man wird Sie diesem Ihrem «eignen Vergnügen» zu sehr überlassen und dafür sorgen, Ihnen den Genuß der kleinen Annehmlichkeiten des Roulette nicht im Mindesten mehr durch Zudrang von Fremden zu verkümmern — wenn Sie nicht etwa —“

Der Officier wurde durch das Lachen seiner Kameraden unterbrochen; der Baron rief in wahrer Todesangst:

„Beim heiligen Antonius, dem verehrten Schutzpatron meines Hauses, ich will sterben, wenn ich ahne, wo das hinaus soll!“

„Baron, keine Verstellung!“ rief vom Schachbrett her eine Stimme in neckendem Tone. „Wer

war es, der mich gestern so eifrig um das unglückliche Gesetz befragte, das kleine Passionen betrifft, wie sie hier an den grünen Tischen Gelegenheit zum Entwickeln finden?"

„Die Frage war Zufall, Herr Assessor; ich verstehe wirklich Graf Steinheim nicht."

„Assessor Solbrig kennt die Gesetze! — Mag er Ihnen Das vorlegen, was sich auf geheime Spielbanken bezieht und Sie werden mich verstehen."

„O Du gebenedeite Jungfrau!" schrie der Baron, „geheime Spielbank! — Sieht der Herr mit den forschenden Augen etwa mein kleines Roulette, dies bescheidene Pharao, als Bank an? Das wäre ja entsetzlich! — Warum berichtigten Sie ihn nicht, Graf Steinheim?"

„Er zog vor, mit eigenen Augen zu sehen und sich ein eigenes Urtheil über den Mann bilden zu wollen, der seit Wochen Fürst Solkoff's Rubel einzig für sich beansprucht und die er doch ein wenig hüten soll."

„O, ich arme geopferte Creatur, die ich heute Abend so arglos zur Erheiterung meiner Gäste beitrug!" sprach der alte routinirte Spieler jammernd.

„Winseln Sie doch nicht so! Sie sehen ja, die Herren machen Scherz!“ rief Mr. Dracy.

„Scherz?“ wiederholte Galinski aufathmend.

„Nein, nein, es ist kein Scherz,“ entgegnete Graf Steinheim bestimmten Tones, aber mit lachendem Gesicht. „Es ist dem alten Fürsten Solkoff vollständiger Ernst mit dem Wunsche, mindestens etliche Seelen zu behalten, und die Frau Gemahlin findet ihre Diamanten zu schön, um sich ihrer aus Liebe für den Sohn zu entäußern, der seine eingehendsten Studien am grünen Tische macht. Die jüngeren Söhne und Töchter des Hauses Solkoff aber hegen nun auch noch zum Ueberfluß und zu Ihrem Nachtheil, lieber Baron, den Wunsch, mit Anstand zu leben, und allen diesen Ansprüchen droht die Gefahr des Vergeblichen, seitdem Fürst Alexis nur hier mehr, dem Anschein nach, athmen — leben kann.“

„Ja, ja Sie scherzen!“ rief Galinski, „Sie persifliren mich, denn — leerte Fürst Solkoff nicht heute noch meine Kasse? Gewann er nicht mehr, als er gestern einbüßte?“

„Um morgen das Doppelte zu verlieren!“ warf Geheimrath von Ohlen, vom Schachbrett aus, dem Baron in die Rede.

Galinski's Züge wurden momentan ganz heiter,

seine Augen funkelten bei der für ihn so angenehmen Prophezeihung, er beherrschte sich aber rasch und sagte nicht ohne leisen Spott: „Der Herr Geheimerath sehen stets nach kleinem Verluste ein wenig düster in die Zukunft."

Das Gelächter war ein allgemeines, als der Geheimerath heftig hervorsprudelte: „Kleine Verluste nennen Sie meine Einbuße? Ich verlor seit gestern volle achttausend Thaler, Baron."

„Sie können sie bei dem ewigen Wechsel des Glücks aber auch morgen wieder gewinnen," sprach Dracy, und mit auffordernder Geberde zum Tische deutend, setzte er hinzu: „Vielleicht sogar noch heute Nacht, Herr Geheimerath, denn wie ich sehe, ist Ihr Schach beendet." —

Der Geheimerath griff nach seinem Hute und stürzte, wie um der Versuchung am sichersten zu entgehen, aus dem Salon. Ein großer Theil der Anwesenden, welche die Morgensonne durch die Ritzen und Spalten der geschlossenen Jalousien und trotz der niedergelassenen Gardinen in's Zimmer dringen sahen, entfernten sich mit ihm und nach ihm.

Als von Neuem Ruhe eingetreten war, begann Baron Galinski zu aller Ergötzen noch einmal von den Wünschen der Solkoff'schen Familie zu reden, die Graf Steinheim „bescheidene" genannt und

fragte, in welchem Zusammenhange damit der Herr stehe, der von den Officieren eingeführt sei.“

„Im nächsten,“ erwiderte der Graf. „Es ist der Universitätsprofessor Franken, von dem Sie sicher schon hörten, daß Fürst Alexis ihm zur Ueberwachung anvertraut ist. Er erfuhr nun, daß sein junger Zögling bereits einen großen Theil seines Erbes in der Galinski'schen Bank deponirte, und beauftragt vom Vater, dagegen allen Ernstes einzuschreiten, scheint er jetzt über geeignete Mittel nachzusinnen, das auf's Wirksamste zu hindern.“

„O, Du heiliger Antonius, daß ein Mensch immer verderbenbringend in's Dasein des andern eingreifen muß, der ahnungslos und stille dahin lebt und keinem Wurme Etwas zu Leide thut!“

„Meinen Sie sich mit dieser harmlos friedlichen Natur?“ fragte Assessor Solbrig, der jetzt allein an dem Tische mit dem Schachbrett saß.

„Gewiß, Herr Assessor, und bin ich's etwa nicht?“

„Ich streite nie über Ansichten, lieber Baron. Da stimmen selten zwei Menschen überein.“

Dem Baron schien das sehr angenehm zu sein, er wandte sich wieder gegen Graf Steinheim und fragte hastig: „Vertraute Ihnen der Herr Professor Näheres über seine hochverrätherischen Pläne an?“

„Nein, — ich weiß nur, daß er im Hause des Ministers B. eine sehr gern gesehene Persönlichkeit ist, dort oft Vortrag über seine im Auslande und auf Reisen gesammelten Eindrücke und Erfahrungen hält und meinte nun, nachdem ich seinen scharfen Beobachtungen des heutigen Abends folgte, er würde vielleicht einmal nächstens das Galinski'sche Lokal mit seiner interessanten Einrichtung zum Redethema wählen."

„Ach, Ihr Heiligen!" schrie der Baron entsetzt, „hat der Mann solche Connexionen, so trete ich gleich morgen meine Badereise nach Homburg an."

„Bah!" rief Mr. Dracy lachend, „wie Sie sich einschüchtern lassen! Bedenken Sie doch nur, der Mann ist Professor, deutscher Professor! Alle Gelehrten greifen die in's praktische Leben einschlagenden Dinge von der verkehrten Seite an und sind wohl die am wenigsten geeigneten Persönlichkeiten der Welt, einem flügge gewordenen jungen russischen Fürsten die Flügel zu beschneiden, — noch in der Lage, ernstlich einem so routinirten Weltmann schaden zu können, wie Sie, theurer Baron, die Ehre haben, zu sein."

„Beschwichtigen Sie mich nicht, Mr. Dracy, beschwichtigen Sie mich nicht! — Er hat etwas

Imponirendes, dieser deutsche Professor; — seine Physiognomie gefiel mir gleich nicht! — Ein viel zu ruhiges Auge — eine zu sehr in sich abgegrenzte Erscheinung. — Ich hasse diese leidenschaftslosen Naturen, die gewöhnlich eine erschreckende Energie besitzen."

Des Barons wehklagende Stimme, seine verzweifelnde Miene brachte die entgegengesetzte Wirkung hervor und Alle lachten laut auf. Selbst der stereotype Ernst in den Zügen Assessor Solbrigs wich, dann sagte er sinnend: „Ich möchte doch wissen, wo ich von diesem Franken einmal gehört habe."

„Das wird in Arlau gewesen sein," erläuterte Graf Steinheim. „Als ich damals in der Arlauer Gegend bei meinem Onkel zum Besuch war, arbeiteten Sie grade dort am Gericht, und um jene Zeit kam, wie Sie sich erinnern werden, ein Doktor Reginald Franken nach Eschenwalde, zu dem hypochondrischen Baron Rudolf."

„Richtig! — Nun hab' ich den Faden. Dieser Franken riß den menschenscheuen Wallberg, den sogenannten Einsiedler von Eschenwalde, aus seiner Apathie, durchreiste dann mit ihm einige Jahre die halbe Welt und hieß sein Retter. — Ja, ja, Baron Galinski, den Mann fürchten Sie mit Recht! Das

ist ein Charakter, ein tüchtiger Kopf und starker Geist. Der faßt sicher, nach jener abgelegten Probe von Energie und Consequenz, kein Ding am verkehrten Zipfel, sondern just am rechten Ende an. — Wie geht's übrigens jenem menschenscheuen Einsiedler, lieber Steinheim? — Sie sind ja wohl noch weitläufig mit ihm verwandt?"

„Sehr entfernt! — Es ist Verwandtschaft à la mode de Bretagne. Indessen, seit anderthalb Jahren stehen wir uns nahe. Er ist Vormund meiner Schwestern geworden, die hier bei Frau von Orsla, unserer guten alten Tante, wohnen, mit der sie im vergangenen Jahre auch nach Eschenwalde reisten, wo ich sie dann abholte und einen tiefen Blick in Vetter Rudolf verändertes Leben warf. Sie würden ihn kaum wieder erkennen. — Im Herbst, Ende Oktober, kommt er übrigens zur Hochzeit meiner ältesten Schwester Stephanie hierher, da können Sie ihn selbst sehen und staunen, was Zeit und Glück aus menschenscheuen Einsiedlern macht."

„Bewirkte all diese Veränderungen, die mir wie an Wunder streifend erscheinen, jener Franken?"

„Das Beste und Hauptsächlichste ist, wie der Professor selbst sagt, dem Wunder zuzuschreiben, das die Liebe an Menschenherzen und Charakteren zu bewirken vermag."

„Was? — Der Weiberfeind und Menschenhasser — der Eremit von Eschenwalde ist verliebt?"

„Verliebt? — Nun ja, das ist er auch noch, aber in seine Frau, in das reizendste Weib der Erde. Seit zwei Jahren ist er schon verheirathet und, wie gesagt, unaussprechlich glücklich."

„Ohne Zweifel mit Einer aus dem ältesten Adel Deutschlands, denn die Wallbergs sind ja Aristokraten vom reinsten Wasser."

„Seine Frau ist Engländerin."

„So, so — eine Lady! Immer besser. Die paßt gewiß famos zu der exclusiven Erscheinung Ihres freiherrlichen Vetters."

„Nein — sie ist keine Lady!" rief Lieutenant von Schönau, einer der Kameraden Steinheims. Sie ist eine geborene Miß — Miß Dalton oder Walton, und wie ich erfuhr, lernte ihr Gemahl sie auf höchst romantische Weise, in tiefer Gebirgseinsamkeit kennen. Aber ladylike sieht sie aus."

„Ja, so ist's!" bestätigte Steinheim. „Mistreß Magdalene Walton, die Mutter der Baronin Estella, ist ansässig in den bayrischen Hochlanden. Auf der Reise kam Wallberg mit Franken an der Idylle im Gebirge vorüber, — die blonde Estella begegnete ihnen sogar bei einer Tour. Da hieß es: «er kam, er sah und siegte» und Baron Rudolfs

Menschenhaß versank auf Nimmerwiederkehr vor ihren Blicken. — Schönau aber hat Recht, echt ladylike ist Baronin Estella von Wallberg."

„Aber nur schlichte Miß! Hm, das wundert mich. Die Herrin eines unserer prächtigsten Edelsitze Norddeutschlands konnte schon Lady sein. Und was ist der Vater dieser Miß Estella?

„Die Mutter ist Wittwe — Wittwe eines Officiers, der in Indien starb."

„Auch das noch?"

„Was haben Sie dagegen einzuwenden?"

„Nichts — wenn es Baron Wallberg genügt. Ich für mein Theil liebe die indischen Wittwen nicht. Sie wissen, ich bin eine Mosaik von Vorurtheilen — das stärkste unter ihnen hege ich gegen Frauen, deren Männer in Indien den Tod fanden, was für mich, der ich bei Allem gründlich nachforsche, ein zu entlegenes Terrain für's Einsammeln von Privatnotizen ist. — Außerdem klingt der Name Walton nicht sehr besonders."

„Die Baronin Estella sieht aber sehr besonders aus!" rief Graf Steinheim eifrig, „Schönau kann's bezeugen, da er sie ja auch kennt, und was die Mutter, jene Mistreß Magdalene Walton, anbetrifft, so würde Ihr Argwohn gegen indische Wittwen durch sie sofort besiegt sein, sähen Sie,

bester Assessor, nur das Bild, das in Eschenwalde von ihr ist. Nicht nur ein ungewöhnlich schönes Weib — ein Antlitz so voll Adel, Würde und Hoheit, daß ich nicht umhin konnte zu denken, der Kopf sei einer Königskrone, die Gestalt eines Purpurmantels würdig."

„Man pflegt vom Papier zu sagen, es sei geduldig, lieber Graf, und ich fand das zu wiederholten Malen von der Leinewand," erwiederte der Assessor. „Uebrigens Nichts für ungut, ich will ja jener Mutter der Baronin Wallberg nicht im Entferntesten zu nahe treten. Ich traue nun einmal diesen umherziehenden Engländerinnen nicht, die, gestützt auf der Deutschen gutes Vorurtheil gegen ihre Nation, unser Vertrauen oft schmählich mißbrauchen, meistens mehr scheinen, als sie sind und bereits vielfache Confusion in die Stammbäume adelsstolzer Familien trugen. Der vortreffliche Geheimerath Ohlen, alter Freiherr und gewiegter Praktikus, wurde auch vor Jahresfrist von einer Erscheinung à la ladylike geblendet, die in herrlicher Villa am Rhein residirte, — an der Seite ihrer Mama im Vierspänner umherrollte, auf dem Dampfschiff nur mit Dienerschaft fuhr, kurzum abgehoben schien] nicht nur vom Goldgrunde des Reichthums, auch von den Gewohnheiten hoher

Aristokratie, und jetzt — jetzt, wo Ohlen ein Majorat zufiel, auf das menschlicher Berechnung nach er nicht zählen konnte und wo dem Stammbaum seiner Miß nachgeforscht wird, da ergiebt sich, daß sie nicht Nichte des Herzogs von Belford ist, sondern — Tochter des herzoglichen Jägers, dessen Wittwe sich mit dem in's Trockne gebrachten Schäfchen in der Nähe von Godesberg angesiedelt hatte. — Will ich Ihrer Baronin Estella nun, wie bereits bemerkt, auch kein ähnlich Origine nachrühmen, so muß ich doch dabei verbleiben, mich zu wundern, daß ein Freiherr von Wallberg, auf Schloß Eschenwalde, mit einer schlichten Miß Walton fürlieb nahm! — Glauben Sie mir, Engländerin von hoher Geburt ist sie nicht. — Die Aristokratie jenes Landes begnügt sich mit ihren Edelsitzen, der Saison in London und gelegentlichem Durchfliegen eines Theils des Continents. Was sich dauernd bei uns häuslich niederläßt, bei denen kann man meistens mit gutem Gewissen ein Fragezeichen anbringen, denn nicht selten ist's emporgekommenes Proletariat, der hier den Lord spielende Gentlemen, oft nichts weiter als Gevatter Schuster —"

Ein Blick allgemeinen Erschreckens, der momentan den frei redenden Solbrig traf und dann hineilte zu Mr. Dracy, zeigte dem Assessor, daß er

sehr unbesonnen gesprochen und sich völlig im Eifer vergessen hatte. Der Engländer, der noch am Spieltisch saß, hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt — die Ellnbogen ruhten auf der Platte. Diese Arme, wie die über Stirn und Augen liegenden Finger, die fest ineinander geschlossen waren, gaben durch ein krampfhaft nervöses Zittern eben so deutliches Zeugniß von einer gewaltigen innern Aufregung, wie jene Schauder, die seine Gestalt durchflogen.

Wenn die Worte Assessor Solbrigs Mr. Dracy in diesen Zustand versetzt hatten — was, — was stand dann in nächster Minute bevor? —

Assessor Solbrig, als eine etwas streitsüchtige Natur bekannt und längst mit dem Namen „Thomas" bezeichnet, hatte während dieses Gesprächs aber mehr eine Ansicht dargelegt und nichts weniger als Beleidigung gegen Dracy im Sinn gehabt, den er vollständig vergessen. Zu verständig indessen, um wegen Kleinigkeiten ernsten Conflikt herbeizuführen und zu rechtlich, eine unabsichtlich zugefügte Beleidigung nicht als Versehen anzuerkennen, erhob er sich auch jetzt rasch, trat auf den Engländer zu und leicht seine Hand auf dessen Schulter legend, sprach er in hübscher Weise:

„Auf mein Wort, Mr. Dracy, ich wollte Sie



eben so wenig persönlich angreifen, als Ihnen zu nahe treten; — meine Bemerkungen galten dem Allgemeinen."

Der Angeredete erzitterte noch stärker unter der Berührung, dann sah er auf, sah sich um — aber mit so verwirrtem Blick, mit einem Ausdruck so völliger Geistesabwesenheit, daß es kaum noch seines todtblassen Gesichts und unartikulirten Aufschreies bedurft hätte, um Alle sofort zu überzeugen, wie er eben so wenig Etwas von dem früheren Gespräche gehört, noch jetzt Assessor Solbrigs Entschuldigung verstanden hatte. Er kämpfte ersichtlich mit den Folgen irgend eines Zufalls, der ihn plötzlich überkommen, — mit einem starken körperlichen Unwohlsein, wie Alle annahmen, die sein entstelltes Gesicht sahen.

„Sie sind krank, Mr. Dracy!" rief der Assessor erschrocken zurücktretend, beim Anblick dieser stieren, glanzlosen und weit geöffneten Augen. Entsetzt sprangen auch alle Uebrigen — bis auf Baron Galinski — empor, eilten zum Büffet, um Wein, um Wasser zu holen und Keiner bemerkte in der allgemeinen Aufregung, daß Jener eigentlich in seinem ganzen Aussehen den treuen Abglanz der Verstörung und Veränderung bot, die bei Mr.

Dracy so unvermuthet und überraschend eingetreten war.

Galinski gewann in dem plötzlich entstandenen Tumult Zeit, sich zu fassen, aufzustehen und unbemerkt dem Salon zu entkommen, in den er aber bald mit einer Flasche stärkender Essenz zurückkam. Mr. Dracy bemühte sich unterdessen vergeblich, Herr seines Zustandes zu werden. Das Bewußtsein mußte aber wiedergekommen sein, denn der Blick war nicht mehr so starr, zeigte Verständniß — wenn auch momentan nur völliges seiner Lage — dann aber schien auch mehr und mehr das für seine Umgebung einzutreten: die Erkenntniß des Schrecks, den er Allen bereitet. Er versuchte zu lächeln, zu sprechen. Dies Lächeln aber war gradezu entsetzlich, so fratzenhaft gestaltete sich's und so unnatürlich sah es aus in dem geisterbleichen verstörten Gesichte, auf diesen völlig farblosen, bebenden Lippen. — Das Bemühen, Etwas zu sagen, mißlang erst gänzlich. Als die Stimme endlich nicht mehr versagte, klang sie rauh, tonlos, bis sie sich zuletzt zu einer Art seltsamem Kreischen erhob, das unendlich widerlich Alle berührte. Er rief: „Die Hitze des ganzen Tags! — Ich kann solche Gluth nie vertragen — verlebe sonst immer die

heißen Monde an der See — die eingeschlossene Luft dieser Räume — mir wurde schwindelig und noch immer dreht sich Alles im Kreise.“ —

Er bedeckte von Neuem das Gesicht mit beiden Händen. Man riß die Gardinen von einander, — man öffnete die Fenster, stieß die Läden auf und Licht, Luft strömten in das Gemach. Baron Galinski, der in dem Augenblick mit der Essenz in den Salon trat, reichte Mr. Dracy die Flasche und sprach mit einem seltsam klingenden Tone, mit einem Laut, wie wenn er durch ruhige Ueberredung einen Aufruhr dämpfen wolle: „Riechen Sie an diesen Aether, Mr. Dracy! — Thun Sie es, ich bitte, es wird Ihnen besser werden.“

Der Engländer wehrte das Flacon eben so entschieden ab, wie zuvor das Wasser, trank jetzt rasch einige Gläser Champagner, sah aber wieder empor, als Assessor Solbrig ihm vom offenen Fenster aus zurief: „Treten Sie ein wenig hierher, Mr. Dracy, der frische Morgenwind wird Ihnen am besten sein.“

Mr. Dracy ging aber vorläufig noch nicht von seinem selbst erwählten Mittel ab, trank in vollen Zügen, nannte den Champagner „das belebendste Agens“ und es schien ihm auch in Wahrheit wohl danach zu werden. Farbe trat wieder in das

aschgraue Gesicht, etwas Leben in die erschlafften Züge.

Diese Kur bei Schwindel war jedenfalls ein wenig wunderbar, namentlich wenn man die Ueberfülle des angewendeten Stoffes in Anrechnung brachte und beobachtete, mit welcher Hast er die Gläser leerte. Danach schien sein Uebelbefinden mehr geistiger Natur zu sein und Grund in einer Schwäche zu haben, die großer innerer Aufregung gefolgt war. Was immer Ursache seines Zufalls gewesen, er schien es genau zu wissen, vollkommen seine Natur und ihre Anforderungen zu kennen, als er ihr in dieser Weise gerecht wurde.

Wenn übrigens dieser Engländer bisher wenig Sympathien im Lokale Baron Galinski's erweckt hatte, wo man ihn einzig fand, so wurde er in dieser Stunde Allen mehr oder minder unheimlich und unangenehm, als er jetzt, mit dem Pokale in der einen Hand, im Arme zwei volle Flaschen, an eins der geöffneten Fenster trat und lachend rief: „Und nun mag die Luft das Uebrige thun!“ —

Es war zwischen drei und vier Uhr Morgens — der Tag versprach einer der herrlichsten des Augusts zu werden — seine Beleuchtung diente aber sehr zu Mr. Dracy's Nachtheil. Hell, glänzend fielen die Sonnenstrahlen auf sein verlebtes,



noch immer verstörtes Gesicht, in das plötzlich ein wildes, satanisches Lächeln trat. Nie fiel die Verheerung, die der Leidenschaft Gewalt im Menschenantlitz trägt, vielleicht so scharf in's Auge, wie da bei ihm der Fall war. Man sah nicht nur, wie ihr unerbittlicher Griffel die Züge auf's Widerlichste gekennzeichnet, das Ursprüngliche zerwühlt und zerrissen, man erkannte auch klar, wie er vollkommen dem Bösen, dem Gemeinen zum Opfer gefallen und seine Seele, die sich längst verloren, nie mehr erheben konnte — und wollte! — Hätte in den Augenblicken Professor Franken Mr. Dracy gesehen, er würde nicht mehr gemeint haben, in ihm vereinigten sich noch zwei Naturen — er war nur mehr eine — und war eine böse. — Was hie und da noch einmal als Besseres in ihm auftauchte, waren die letzten Reste der äußern Form, Folgen einer einstmals guten Erziehung und anderer, besserer Gewohnheiten.

Durch seine Züge zog jetzt ersichtlich eine Fluth von Gedanken, vor der er manchmal die Augen schloß, wie wenn der Strom ihn überwältigte und der Geist dem Andrange noch nicht gewachsen sei. Bald lächelte er dabei, bald grub sich die tiefe Falte zwischen den Augenbrauen zu finster drohenden Anzeichen zusammen und in den Blicken leuch-

teten hell die Lichter gewaltiger Leidenschaften auf. — Was er aussann, wenn er so unheimlich lächelte — Gutes war es sicher nicht! — An wen er da dachte, mit dieser gefalteten Stirn, mit diesem blitzenden Auge — über Den hatte das Schicksal ganz gewiß sein dreifaches „Wehe" gesprochen! —

„Der Mensch sieht wie der leibhaftige Teufel aus!" flüsterte der Assessor den Officieren zu und Alle nickten beistimmend.

Sicherlich wären übrigens all diese Zeugen des Zufalls, der Mr. Dracy so plötzlich betroffen hatte, bei ihrer ersten Ansicht geblieben, daß nur körperliches Unwohlsein die Schuld getragen, wenn er sich jetzt nicht so tief nachdenkend gezeigt und dann eine Frage aufgeworfen, die da deutlich verrieth, daß er doch ihr Gespräch gehört und nun plötzlich in Allen die Vermuthung wach rief, daß Etwas in jener Unterredung ihn in so entsetzlicher Weise aufgeregt, daß sein Aeußeres wohl nur Abdruck der innern Verstörung gewesen sei.

Mr. Dracy stellte seine Frage zwar mit gewisser Nachlässigkeit, doch der bebende Ton verrieth, daß sie ihm nicht so gleichgültig war, wie er ihr den Anschein geben wollte, und die andern, sich daran reihenden Worte zeigten, wie der Gegenstand, den er erörtert zu sehen wünschte, irgend ein geheimes

Interesse für ihn hatte. Sich an Graf Steinheim wendend, der sich zum Aufbruch rüstete, rief Dracy nämlich plötzlich: „Noch ein Wort, Herr Graf! — Sie nannten vorhin einige Namen, die mir alte Bekannte vergegenwärtigten: Mistreß Magdalene Walton und deren Tochter Estella. — Wo begegnete Baron Wallberg beiden Damen? — ich meine, in welcher Gegend des bayrischen Gebirges — ich würde dann wissen, ob es die Familie ist, die sich vor ungefähr zwölf bis dreizehn Jahren aus — aus England dahin zurückzog."

„Den Ort weiß ich Ihnen wirklich nicht zu nennen, Mr. Dracy," erwiederte der Officier. „Ich war nur kurze Zeit in Eschenwalde, um meine Tante und Schwestern von dort abzuholen, — mag da allerdings eine nähere Bezeichnung jener Gegend wohl gehört haben, in der Cousine Estella einst lebte, kann Ihnen jetzt aber nur angeben, daß es tief in den Alpen war, in völliger Gebirgseinsamkeit. Doch Professor Franken werde ich fragen, da meine Verwandte, die nähere Auskunft geben könnten, jetzt nicht in der Residenz sind."

„O bitte — bitte, bemühen Sie sich nicht — wir finden vielleicht so Anhaltepunkte. Zum Beispiel, die Damen, die ich kenne, glichen sich gar nicht. Mistreß Magdalene hatte reiches schwarzes

Haar, die kleine Estella war blond — jenes seltne Blond, weichlockig, glanzlos, — cendré, wie die Franzosen es nennen; dazu blaue Augen, zarte feine Züge —"

„Ganz richtig!" fiel Steinheim dem Engländer in's Wort. „Auf Baronin Estella paßt Alles; sie hat die Schönheit eines Seraphs, wie man sagt, ist wunderlieblich und ganz der Gegensatz der Mutter, die ich freilich nur im Bilde sah."

„Ist's die Mistreß Magdalene, die ich meine, so kenne ich das Bild: Die Gestalt umhüllt von dunkelm, reich mit Pelz verbrämtem Mantel, den eine Hand von herrlichster Form über der Brust zusammenhält, und aus diesem Dunkel der Falten hebt sich stolz und kühn der prachtvolle Kopf mit dem mattweißen Gesicht, den classischen Zügen hervor, in dem man im ersten Augenblick aber nur die Augen, wunderbar schöne Augen sieht."

„Ja, ja! — O wie Sie das Bild richtig darstellen!" rief der Officier lebendig und wandte sich mit einer Art von Triumph gegen den, die indischen Wittwen anzweifelnden Assessor. Ihm entging dabei der Ausdruck eines fast wilden Hasses, der aus Dracy's Zügen bei seiner Anerkennung vorbrach; Jener aber faßte sich rasch, wandte sich

hastig ab, denn prüfend ruhte Solbrigs scharfes Auge auf ihm.

„Sie kennen die Damen also persönlich?" fragte der Assessor ruhig.

„Dennoch möglich, daß ich mich irre!" entgegnete Dracy so verwirrt durch den Blick, daß unverkennbar war, er wußte kaum, was er sagte. Solbrig nahm an, es sei ihm plötzlich fatal, so viel gesprochen zu haben; jedoch völlig räthselhaft wurde ihm der Mann, als er im nächsten Moment seine eigene Annahme schon widerrief. Lieutenant von Schönau sagte nämlich:

„Die beiden Namen «Magdalene und Estella» sind eigentlich zu ungewöhnlich, namentlich bei Engländerinnen, als daß, stimmten sie mit denen der Familie Walton überein, die Mr. Dracy kennt, von einem Irrthum seinerseits die Rede sein könnte."

Da brach es wie wildes Frohlocken aus Dracy's Zügen und er rief wie hingerissen von einem innern Jubel: „Nein, nein, ich hoffe, ich glaube auch nicht, daß ich irre in beiden Personen."

„Sie scheinen ja unendlich erfreut, Mr. Dracy!" sagte Baron Galinski mit einem Blick, in dem Solbrig halbe Warnung, halbe Mißbilligung zu entdecken meinte.

Dracy sah ihn an, lachte laut auf und wunder-

bar blitzten seine Augen, als er rasch entgegnete: „Wie sollte ich mich nicht freuen, daß die kleine Estella eine so brillante Parthie machte, denn nannte nicht vorhin einer der Herren Schloß Eschenwalde einen der herrlichsten Edelsitze Norddeutschlands!“

„Und was ist das Schloß gegen den Mann!“ rief Galinski mit emphatischem Ton, durch den es wie Spott klang, wie Spott gegen den Engländer, auf den er fest seine unruhigen Augen heftete. Geschmeidig fuhr er fort: „O, meine Herren, sagen Sie doch Mr. Dracy, was für ein Mann dieser Baron Wallberg ist, den auch ich einmal das Glück hatte in Neapel zu sehen. Schilderte ich ihm diesen Charakter von Stahl und Eisen, er würde glauben, ich rühmte zu sehr das Glück, das eine Frau machte, indem sie das Herz solchen Ehrenmannes gewann.“

Alles Leben wich bei diesen Worten aus Dracy's Zügen; er schleuderte einen Blick so voll unsagbaren Ingrimms auf Galinski, daß dieser bestürzt zur Seite wich, dann aber rasch gefaßt ausrief: „Sie sind kränker, als Sie zugeben wollen, Mr. Dracy, und täuscht mich nicht Alles, bekommen Sie einen neuen Zufall.“

„Der Schwindel erneuert sich!“ stöhnte Jener

und warf sich, das Antlitz mit beiden Händen bedeckend, in einen Lehnstuhl.

„Jetzt müssen Sie meine Essenz probiren," sprach der Baron eifrig.

„Sollen wir gehen?" flüsterte Graf Steinheim seinen Kameraden zu.

„Noch eine Minute!" bat Solbrig, der jetzt tiefer in die Sache dringen wollte, welche sich ihm bisher nur räthselhaft und geheimnißvoll gezeigt hatte. Den Ernst seines Vorhabens unter Scherz verbergend, setzte er lächelnd hinzu: „Ich muß noch Näheres über die indische Wittwe erfahren, lieber Steinheim, denn Ihre Worte und jene Beschreibung Mr. Dracy's vom Bilde erweckten meine ganze Theilnahme."

„Da haben wir den unverbesserlichen Zweifler, unsern alten Thomas!" warf einer der Officiere ein. „Ihm genügt das noch nicht, was er gehört und will immer mehr erfahren."

„Wirklich einzig in Baron Wallbergs Interesse," fuhr Solbrig mit gut gespielter Heiterkeit fort, „Baron Galinski hat ganz Recht, wenn er das Glück der Frau hoch preist, auf die dessen Wahl fiel und ich möchte nur noch von Mr. Dracy wissen, ob auch er glücklich für sich wählte, indem er jene Miß Estella heirathete. Ist ihr Origine

ein ihm ebenbürtiges und wo stammt die Mutter her?"

„Nein, nun wird's zu toll!" rief Lieutenant von Schönau, „er fragt wie der reine Criminalrichter."

„Miß Waltons Origine kann das vertragen," entgegnete Galinski eifrig. „Sie stammt aus altaristokratischer Familie."

„Geschlagen, Solbrig! — glänzend überführt, Assessor!" riefen die Officiere lachend, während der Zweifler staunend sagte: „Was, Baron, Sie kennen die indische Wittwe auch?"

„Kennen, darf man von unserer flüchtigen Bekanntschaft wohl kaum sagen," wehrte Galinski ab.

„Sie sahen Sie aber — und ist sie wirklich so schön, wie das Bild?" fragte Steinheim.

„Das Bild kenne ich nicht, sie selbst galt aber überall für das schönste Weib der Erde und ich — ich hielt sie wenigstens für das stolzeste der weiten Welt."

„Und wie war der Mann? Jener Mr. Walton, was war er?"

Galinski entfärbte sich völlig, als er stotternd erwiderte: „O, er, er war ihr ganz ebenbürtig."

„Das war Ihr Glück, daß Sie das sagten!" rief Dracy aufspringend und sein aufblitzend Auge fest auf den Baron richtend.

„Mr. Henry Walton ist nämlich der Vetter des Sir Percival Dracy!“ setzte Galinski ruhig hinzu, als er den staunenden Blick gewahrte, den Alle auf den aufgeregten Dracy warfen. Er richtete dann auch sein Auge auf ihn und klang auch der Ton, bescheiden mit dem er fragte, so war der Blick nichts weniger als unterwürfig, beinahe drohend, bei den Worten: „Nicht wahr, Mr. Dracy, die Waltons sind rechte Vettern der Dracy's auf Carvill-Court? — Ah,“ fügte er dann, wie von einem plötzlichen Gedanken durchleuchtet, hastig hinzu: „Nun fällt mir auch ein, warum Professor Franken Ihr Name so bekannt vorkam. Er wird wahrscheinlich durch Baron Wallberg von Mr. Percival Dracy gehört haben. Gut, daß Sie beifügten, daß Sie nicht aus der Kilmarnok'schen Linie in Schottland stammen, man hätte Sie sonst mit dem Sir Percival Dracy verwechseln können.“

Der Schwindel schien sich noch einmal Mr. Percivals zu bemächtigen. Eine fahle Blässe legte sich über sein Gesicht — Licht, Leben erstarb in Augen und Zügen, er starrte mit dem Ausdruck völliger Geistesabwesenheit in die leere Luft, als erschaue er dort irgend welch furchtbares Gebilde, das alle seine Geisteskräfte lähme, — dann durchflog ein Schauder seine Gestalt und in nächster Minute war

er mit dem Ausruf: „Mir wird zu unwohl!“ dem Salon entschwunden.

„Was war das?“ rief Graf Steinheim verwundert.

„Er scheint sehr unwohl!“ sprach Galinski mit einschmeichelndstem Tone, aber in höchster Verwirrung.

„Nein, nein, Barönchen,“ fiel Solbrig ein, „ihm war der Vetter fatal, dessen Sie erwähnten.“

„Der Vater der Baronin Estella?“ fragte Steinheim.

„So schien's wenigstens mir.“

„Der ist ja lange todt, bester Assessor. Er starb in Indien.“

„Nun, aber einmal lebte er doch, lieber Graf, und da ist er sicher diesem Dracy in die Quere gekommen. Nicht wahr, Barönchen?“

„Wie die Herren combiniren!“ lachte Galinski und rief abbrechend vom Thema: „Sollen wir zur Zerstreuung nicht noch ein kleines Spielchen machen?“

Er ging eilends zum Roulette, die Herren aber sprachen: „Nein, mein Barönchen, heute nicht mehr, sehen Sie nur die Sonne.“

„Die steht früh auf.“

„Und wir gingen noch nicht 'mal zu Bette!“ sagte Solbrig lachend.

„Ihre Träume werden sich sicher um indische Wittwen drehen, verehrtester Assessor.“

„Ach, wenn Sie doch damit Recht hätten, lieber Schönau; ich fürchte, ich fürchte aber, jener Dracy wird sie durchkreuzen. Ein unheimlicher Bursche! Alle Gemüthlichkeit ging bei seinem bleichen Gesichte verloren.“

„Ja, Barönchen, der ist keine angenehme Acquisition.“

„Wir werden ihn wohl nicht wiedersehen!“ entgegnete Galinski begütigend und mit eigenthümlichem Tone.

„Was — er ist doch nicht auf und davon — zu Cousine Estella?“

„Meinen Sie damit die Baronin von Wallberg, Herr Graf, dann glaube ich verneinen zu können. Eher sucht er wohl seine alte Freundin im bayrischen Gebirge auf.“

„Mistreß Magdalene, die in der Idylle wohnt?“ fragte der Assessor. „Na, dann bedauere ich sie und jedenfalls Valet idyllischer Frieden, wo dieser unheimliche Mensch mit seinem dämonischen Lachen sich häuslich niederläßt.“

„Bei alten Bekannten und ohne Schwindel ist er vielleicht angenehmer,“ tröstete Steinheim.

„Ohne Schwindel?" wiederholte Solbrig, „ich glaube, der Zustand ist seine zweite Natur."

„Sie machen es, wie immer, gleich zu arg, lieber Solbrig."

„Möglich — ich kenne aber keine fatalere Physiognomie, — ich sagt's dem Baron gleich, er sei mir unleidlich."

„Sie sind nicht der Einzige, dem er auf den ersten Blick so lebhafte Antipathie einflößte — nicht der Einzige!" murmelte der Baron und drehte mechanisch sein Rad. In den Kreisel blickend setzte er nach längerer Pause hinzu: „Und doch wurde er einst so tief, so leidenschaftlich geliebt."

„Wie?" fuhr Solbrig auf, „dieser Dracy?"

„Ja, er! — Doch fragen Sie mich nicht weiter. Er liebt es nicht, wird von ihm geredet."

„Doch nicht etwa jene Mistreß Magdalene liebte ihn?" fragte Solbrig lebhaft, „das muß ich wissen!"

„O nein, sie liebte ihn nie."

„Schöner Geschmack, Mr. Dracy zu lieben!" rief Steinheim.

„Schön — blendend schön mindestens war sie, die es that!" entgegnete der Baron.

„Schön? Schön sagen Sie?"

„Und jung — ganz jung," erwiderte Galinski, wie im Erinnern verloren.

Solbrigs Staunen fand plötzlich neue Gelegenhielt, sich zu entfalten, denn rasch öffnete sich die Thüre des Salons und Professor Franken erschien auf der Schwelle. Sein Blick überflog hastig die wenigen noch anwesenden Personen, und als Baron Galinski ziemlich bestürzt und sehr eifrig ausrief: „Fürst Solkoff ist nicht hier!“ entgegnete er ruhig: „Ich suchte Mr. Percival Dracy.“

Eine allgemeine Stille machte sich bemerkbar — es war, wie wenn Jeder irgend eine Erläuterung erwarte. Sie blieb aus und Baron Galinski fragte nach längerer Pause: „Kann ich vielleicht eine Bestellung an ihn übernehmen?“

„Nein! — ich hatte mich nur endlich besonnen, wo ich diesen Namen gehört und wünschte eigentlich von Mr. Dracy zu erfahren, ob er Jener ist, von dem ich hörte.“

„Wo hörten Sie von ihm, Herr Professor? — Wir sind dann wahrscheinlich Alle im Stande, Ihnen die gewünschte Auskunft zu ertheilen!“ rief Lieutenant von Schönau.

Franken blickte zögernd im Kreise umher, begegnete überall einem seltsamen Lächeln, schwieg und sah staunend den Assessor an, als dieser nicht ohne Laune sagte: „Hörten Sie auf Ihrer Reise im bayrischen Gebirge von Mr. Percival Dracy?“

„Ja!“ antwortete Franken langsam.

„Dann ist's dieser Dracy, den Sie heute hier sahen!“ entgegnete Solbrig lebhaft.

„Darf ich mir auch eine Frage erlauben, Herr Professor?“ fiel Galinski hastig ein, und als Franken sich zustimmend gegen ihn verbeugte, sagte er eindringlich: „War's im Zusammenhange mit Mistreß Magdalene Walton, wo Sie von einem Percival Dracy hörten, oder durch deren Tochter, die Baronin Estella von Wallberg?“

„Durch Letztere nicht!“

„Aber in Verbindung mit deren Mutter?“

„Allerdings.“

„Nun, Herr Professor, dann kann ich Sie versichern: dieser Dracy, den Sie heute hier sahen, ist nicht jener Sir Percival, von dem Sie hörten.“

„Ich dachte es mir halb und halb,“ sprach Franken sichtlich erleichtert, „denn jener Dracy sollte ein Geistlicher sein.“

„Was?“ rief der Assessor überrascht, „ein Geistlicher! — Diesen Dracy, diesen routinirten Spieler, diesen — diesen, nun sag' ich's immerhin ganz offen — diesen Trunkenbold konnten Sie nur eine Sekunde für einen Diener der Kirche halten?“

„Der ganz gleiche Name machte mich irre.“

„Pah!“ lachte der Assessor, „als ob der Name schon der Mann sei. Was ist solch ein Name überhaupt im Auslande? — Pardon meine Herren, fürchten Sie keine neue Variation über das bereits besprochene Thema; — lassen Sie mich nur bedauern, daß Herr Professor Franken uns vorhin verließ und nicht meine eingehenden Erörterungen über einen Theil der im lieben Deutschland lebenden Briten mit anhörte.“

„Ich werde sie ihm mittheilen, überhaupt diese ganze Scene mit Dracy ihm erzählen!“ rief Steinheim.

Der Professor nickte dem Officier bejahend zu, wandte sich dann an Galinski und fragte: „Wo ist Mr. Dracy einlogirt?“

„Ich bedaure, das nicht genau angeben zu können.“

Franken fand die Antwort umfassender, als er sie gewünscht hatte, ließ sich jedoch die Enttäuschung nicht anmerken und fuhr höflich fort: „Ist Mr. Dracy morgen hier wieder anzutreffen?“

„Das wage ich sehr zu bezweifeln und wie ich bereits vorhin bemerkte, habe ich Grund anzunehmen, daß Mr. Percival uns wahrscheinlich für längere Zeit verläßt.“

„Wie?“ rief der Assessor und fixirte den Baron

scharf, „Sie glauben trotzdem an diese Reise Dracy's in's bayrische Gebirge, obschon Sie eben gegen Herrn Professor Franken behaupteten, er sei nicht der Dracy', welcher in Beziehung zu Mistreß Walton stehe?" —

Galinski schien weder durch den scharfen Blick, noch kühlen Ton behelligt zu werden und erwiederte mit seiner gewohnten Artigkeit: „Trotzdem glaube ich an die Reise, Herr Assessor. — Wenn dieser Mr. Percival Dracy auch nicht ein und dieselbe Person mit jenem ist, von welchem ich annehme, daß Herr Professor Franken hörte, so schließt das ja aber noch immer nicht den Fall aus, daß auch eben dieser Mr. Dracy ein Bekannter Mistreß Waltons, vielleicht gar ein alter Freund von ihr sein kann, der sie wieder zu sehen wünscht, nachdem er heute so günstige Nachrichten über sie und ihre Tochter Estella empfangen."

Der Assessor konnte gegen diese Möglichkeit Nichts einwenden, mußte Galinski mindestens im Innern Recht geben und sagte daher kein Wort weiter; Franken aber sprach nach kurzem Ueberlegen:

„Sie nannten die Abreise Mr. Dracy's nur wahrscheinlich, nicht wahr? Gewißheit haben Sie nicht darüber?"

Ein eigenthümliches Lächeln umspielte momentan das schlaue Gesicht des Barons; er entgegnete aber ernst: „Jede Gewißheit mangelt und da im Leben so oft der volle Gegensatz von dem eintritt, was wir denken, ist ebenso möglich, Mr. Dracy reist nicht.“

„Nun, dann müssen Sie mir gestatten, morgen wiederzukehren.“

„Hierher — zu mir — in meinen Salon?“

„Gewiß! ich gestehe Ihnen offen, vom Wunsche sehr stark beseelt zu sein, Mr. Dracy noch einmal zu sehen und — zu sprechen.“

Ein Ausdruck von Angst malte sich in allen Zügen Galinski's; er wußte ihn aber bald zu verbannen und indem er mit großer Höflichkeit sprach, sah er nur mit gut gespielter Befriedigung auf Franken, wie wenn es ihn unendlich erfreue, ihn wieder bei sich zu sehen. „Welche Aussicht eröffnen Sie mir, Herr Professor!“ rief er mit tiefer Verbeugung, „die Herren der Wissenschaft, die Gelehrten, hatte ich bisher noch nicht die Ehre zu empfangen. Um so mehr bedaure ich daher, meine längst projektirte Badereise auf morgen bereits festgestellt zu haben und somit um das Vergnügen zu kommen, das Sie mir gütigst bereiten wollten. Zum Winter, da hoffe ich aber heimzukehren und meinen

bescheidenen Salon, der mit dem heutigen Abend geschlossen ist, wieder für meine Freunde und Gönner eröffnen zu können.“

„Mit dem heutigen Abend?“ wiederholte Franken lächelnd und deutete auf den blauen Himmel, auf die helle Sonne.

„Ei, ei, wie man bei den Herren Gelehrten vorsichtig und auf der Hut sein muß!“ rief der Baron ebenfalls lächelnd und doch mit so bedeutungsvollem Ton, daß Alle merkten, was er eigentlich meinte, obschon er sehr harmlos und gutmüthig hinzusetzte: „Ich meine «vorsichtig» in Bezug seiner Ausdrucksweise. So sage ich also denn, um jedem Mißverständniß vorzubeugen: ich reise heute — ich schließe heute meinen Salon.“

Franken sah ein, Nichts weiter thun zu können. Er verbeugte sich dann vor dem artigen alten Herrn und die Uebrigen schieden von ihm mit dem muntern Rufe: „Auf Wiedersehen, Barönchen!“

Unten auf der Straße angelangt, sagte Graf Steinheim: „Professor, ich gratulire, Sie haben die Bank gesprengt und Fürst Solkoffs Rubel sind gerettet. Hoffentlich sind Sie zufrieden?“

„Nur theilweise! — Ich kann mich des Gefühls nicht entschlagen, als sei mir Etwas entschlüpft, trotzdem ja meine Wünsche in Betreff

Fürst Alexis' über Erwarten erfüllt sind. Dieser Baron machte ein zu seltsames Gesicht."

„Wir hatten ihn zuvor mit Ihrem Erscheinen geneckt, geängstigt."

„Nein, nein, der Herr Professor hat ganz Recht," sagte Solbrig. „Ich theile das Gefühl. Der alte Galinski war ganz Aal, wand, drehte sich mit enormem Geschick und — entschlüpfte! — Sein Mr. Dracy entrann schon zuvor. Der ist noch schlimmer und ich würde ihn daher eine Schlange nennen, wenn ich ihm das Compliment der Klugheit mit gutem Gewissen machen könnte."

„Sollte er nicht Etwas besitzen, das diesen Mangel hinlänglich ersetzt und ihn eigentlich um so gefährlicher macht?" —

„Sie meinen, er sei schlau?"

„Sehr."

„Hm — hm — ich meine nicht und glaube eher «Verschlagenheit» das wäre die richtigere Bezeichnung für die Tiefen — oder wohl besser gesagt, Untiefen seines Charakters."

„Er scheint mauvais sujet durch und durch zu sein."

„Scheint? — O nein, verehrtester Herr Professor, er ist's — wir kennen ihn schon länger und durch die letzten Stunden besser. Es ist ein schlimmer

Mensch, die reine Galgenphysiognomie, und hätten Sie nur dies teuflische Lachen gesehen, als er sich über Miß Estella Waltons Glück freute. — Ich bedaure die Baronin von Wallberg aufrichtig, daß er zu ihren Bekannten zählt, denn sicher wird er sich die Freiheit nehmen, sie in Eschenwalde aufzusuchen.“

Franken dachte Aehnliches, wenn er's auch nicht aussprach. Seltsamer Weise dachte er aber in dieser Stunde zum ersten Mal über die Gründe nach, die Mistreß Walton bewogen haben konnten, sich mit ihrer Tochter in so tiefe Einsamkeit zurückzuziehen und so vollständig abgeschlossen von der Welt zu leben.

Auf Schloß Eschenwalde, wo Niemand nach den traurigen Erfahrungen langer Jahre auf ein freudiges Leben — auf ein frisch aufknospend Glück mehr gerechnet, da entfaltete sich diese Blüthe des Erdendaseins zu immer Vollkommnerem, nachdem Rudolf Wallberg die liebliche Estella dort als Herrin eingeführt hatte. Die alten Freunde seiner Familie, die ganze Nachbarschaft und Dienerschaft erkannten voll aufrichtiger Theilnahme und mit immer grö=

ßerer Genugthuung seine junge Frau als Die an, welcher das Geschick die schöne Bestimmung zuertheilt hatte: jenes Werk der Rettung, das Reginald Franken einst an dem Gutsherrn begonnen, nun zu vollenden und in herrlichster Weise zu krönen.

Glücklich — im vollsten Sinne des Wortes — war auch Estella. Daß weder ein Schatten über ihrem äußern noch innern Leben liegt, werden wir am besten erkennen, wenn wir sie in ihrer neuen Heimath aufsuchen.

Es ist zwei Jahre nach ihrer Verheirathung. Wir finden das junge Ehepaar in einem der Parterregemächer des alten Schlosses. Es liegt nach der Gartenseite und ist so weit und groß, daß man ihm vielleicht in jedem andern Hause, wo keine solche Verschwendung an Raum getrieben ist und nicht noch wirkliche Säle der guten alten Zeit zu finden sind, schon diesen Namen beilegen würde. Mit der antiken Pracht vergangener Jahrhunderte ausgestattet, giebt dies Zimmer, sowie jene Reihe Gemächer, die sich ihm anschließen und in welche man durch die hohen, weitgeöffneten Flügelthüren zur Rechten und Linken blickt, ein ziemlich klares Bild von dem Reichthum des Hauses, dem Geschmack seiner Besitzer und dem Glanz, mit dem das Ge-

schlecht der Wallbergs sich gern zu umgeben pflegte. Es ist dort eine Fülle von Marmor und Broncen verschwendet, die seltensten Holzarten zeigen sich im Täfelwerk der Wände und jene mit Gold und Perlmutter so reich ausgelegten Möbel könnten jedem Museum für Kunst und Alterthum zur Zierde dienen.

Was auch der jetzige Gutsherr Alles im Schlosse verändert und dem Geschmack der Zeit, in der er lebt, angepaßt hat — an diesen Parterre-Gemächern der Südseite des Schlosses wagte er nicht zu rühren, wollte es aus dem Grunde nicht, da sie die Wohnzimmer seiner Eltern gewesen und er darin bei seiner Heimkehr, nach langen Jahren, noch viele Dinge fand, welche sie in den letzten Tagen ihres Aufenthalts in Eschenwalde benutzt und die ihn daher mächtig an das Vergangene und Verlorene gemahnt hatten. Zugleich waren diese Räume mit tausend Erinnungen an die geliebte Schwester und ihre gemeinsame Kindheit verwoben, — an ihre erste Jugendzeit, und enthielten noch die lebendigste Mahnung an sie durch ihr lebensgroßes Bild, das kurz vordem vollendet war, ehe die Familie jene so unglücklich endende Reise nach Italien antrat.

Wie prächtig und schön, traut und wohnlich diese Parterregemächer nun aber auch durch ihre

innere Ausstattung sind, welchen Reiz sie durch alte liebe Erinnerungen haben, unendlich freundlich und reizend werden sie durch die Aussicht in's Freie. Namentlich bietet das Eckzimmer, in dem wir Rudolf und Estella wiederfinden, solche schöne Aussicht.

Man sieht dort über niedrig gehaltene Gruppen der auserlesensten Stauden und Gewächse, die ihr Gezweig aber dennoch bis zum Simse der Fenster des hohen Parterre erheben, auf Blumenbeete, Rasenflächen, Bosquetanlagen und Bäume — bis weit hin zu dem waldigen Reviere des Parks, der mit prachtvollem Rahmen das ganze schöne farbenreiche Bild umschließt. Marmorstatuen mit anmuthigem Gliederbau, — herrliche Vasen auf hohen Postamenten, gefüllt mit ewigem Grün oder dem bunten Blüthenschmuck des Sommers, unterbrechen hie und da die reizenden Gruppen des Bosquets oder mildern angenehm für's Auge die etwaige Eintönigkeit der großen Rasenplätze. Kunst und Geschmack waren überall thätig, den reichen Gaben der Natur zu Hülfe zu kommen, unterstützen sie hier, heben sie dort, und Nichts ist gescheut worden, dies Fleckchen Erde der unermeßlich weiten Gotteswelt zu kleinem Paradiese zu gestalten.

Die Beleuchtung ist um diese weit vorgeschrittene

Tagesstunde eine der hübschesten für Garten und Park, — die Stunde, wo die Natur das kommende Dunkel gleichsam erst als Vorahnung durchweht und in Allem und Jedem die leise aber sichere Andeutung liegt, daß die schöne, die glänzende Helle des Lichtes doch nicht ewig währt. — Um die Baumeskrone des Parks breitet die scheidende Sonne verschwenderisch den ganzen Reichthum ihrer wundervollen Farben aus. Reizend hebt sich gegen all die tiefe Gluth, den goldnen Glanz, die schimmernde Helle der weiche Duft des Abends ab, jenes zarte Blau des ersten leichten Nebels, das tiefe Braun der Schatten, das schon die untern Schichten des Parkes füllt und hie und da den Garten durchfluthet, den schärfsten Gegensatz zu jenem Lichtstrom bildend, der in leuchtenden Reflexen hell auf Allem liegt. Der Blumen Pracht erscheint nie farbenreicher, als zu solcher Stunde, des Rasens Flächen haben dann den weichsten, wärmsten Ton; wie verklärt tauchen auch die Häupter und die schlanken weißen Glieder der Statuen aus dem umdunkelten Grün der Gebüsche hervor und über dieser wechselnden Fluth von Licht und Schatten wölbt sich in durchsichtiger Reinheit der Aether, durchflossen vom Golde der scheidenden Sonne, — die leichten weißen Wolken angehaucht vom Roth der Purpur-

flammen, die durch das tiefe Grün der Baumeswipfel leuchten.

Diese letzten Sonnenstahlen fallen auch noch voll und glänzend in das Zimmer, in dem Rudolf und Estella weilen; sie dringen hin bis zur Tiefe des Gemaches, wo das Bild der schönen, der unglücklichen Adele von Wallberg hängt. Es stellt sie in ihrem achtzehnten Lebensjahre dar und ist ein selten schönes Bild, gemalt von echter Künstlerhand. — In lebensvoller Wärme hebt sich die schlanke Mädchengestalt im duftig weißen Gewande vom tiefen Walddunkel des Hintergrundes ab, der dem Eschenwalder Parke entlehnt ist. Das geistvolle Antlitz sieht so froh erregt — so frisch und blühend aus dem Rahmen, als erwarte sie von Welt und Leben ganz besonderes Glück. In froher Verheißung lag ja auch damals Beides vor ihr — und daß die Erfüllungen nicht dem Hoffen entsprachen, war ein Verhängniß, mit dem zu rechten vergeblich ist.

Welche Macht mußte aber Estella inne wohnen, daß Rudolf Wallberg in ihrem Besitze der Vergangenheit dunkle Ereignisse – an die das Bild wohl vor Allem laut mahnte — der Art überwunden und vergessen hat, daß er nicht nur vermochte, ihren Wunsch zu erfüllen: dies alte schöne

Zimmer zu bewohnen, — nein selbst, so strahlenden Auges, so frohen Herzens sie auf jenem erinnerungsreichen Platze sehen konnte, wo wir sie finden.

Da, an der Stätte, wo die liebliche Estella neben einem reizenden Kinde am Boden kniet, hatte Rudolf zum letzten Mal die vergötterte Schwester im vollsten Glanz der Jugend, in ungebrochener Lebenskraft heiter dastehen sehen, um einen Vergleich mit ihrem Portrait auszuhalten, über das sie zum lauten Jubel ihres jungen fröhlichen Herzens den Preis errang. — An diesem Platze waren nun später in Rudolf, bei seiner Heimkehr von Italien, alle halb vernarbten Wunden, die der Kummer dem Herzen und dem Stolze geschlagen hatte, wieder aufgebrochen; hier waren alle Leiden noch einmal wieder durchlebt und in finsterm Groll und tiefem Menschenhaß noch einmal jener alte Racheschwur erneuert, den ihm das erste Unglück rasch entlockt und der ihn dann rastlos durch die Welt getrieben, „Den zu erreichen, der die Ehre seines Hauses befleckt und Schmach und Jammer über seine ganze Familie gebracht hatte.

Und nun? — Es ist, wie Magdalene erhofft! — Dem Schmerze ist der Stachel nicht nur genommen — er ist vergessen; — das Licht, das Estella in sein Leben trug, liegt mit verklärendem

Schein über allen Schatten der Vergangenheit — das neue Glück begrub das alte Leid! — Als bester Beweis, wie das Erinnern völlig überwältigt ist, dient diese Stunde, wo er einzig auf die lebensvolle kleine Gruppe sieht, die sich unter dem Bilde Adelens neu gestaltet; — er nur Aug' und Sinn für seine junge Gattin — seinen kleinen Knaben hat, die da mitsammen spielen und tändeln.

Auf dem Teppich, der hier den Boden deckt, macht der junge Sproß des alten Hauses Wallberg, der einjährige Reginald, seine ersten Versuche im Gehen oder er lacht mit seiner jungen Mutter, die behende allen seinen Bewegungen folgt, bald neben ihm kniet, sitzt, dann aufjauchzend ihn in seine Arme schließt, wenn entweder seine ersten Bestrebungen des Fortkommens durch die Welt über Erwarten glücken, oder jenes Lächeln, mit dem er zu ihr hinblickt, gar zu berückend für das Mutterherz wird. Zu lieblich ist auch in der That dies Lächeln des Knaben, — dann mildert sich der ernste Ausdruck in den dunkeln großen Augen, der Estella stets so mächtig an die ferne Mutter mahnt und so wunderbar in dem zarten Kindesantlitz ist. — Das Lachen und Tändeln von Weib und Kind ist's immer wieder, das Rudolf's Aufmerksamkeit von der Arbeit ablenkt, die auf dem Schreibtische

vor ihm liegt. Es sind Berechnungen des Baumeisters, der schon längst auf Antwort harrt; — es sind Papiere, einen Contract betreffend, der schon vor vierzehn Tagen abgeschlossen werden sollte und was Beides, nebst vielen andern Dingen, von Rudolf immer und wieder vergessen wurde, nachzusehen und seine Entscheidungen zu treffen.

Rudolf ist eben zu glücklich, um viel an Anderes zu denken, — sein Weib, sein Kind sind seine ganze Welt geworden, und wenn er es nicht für Pflicht hielte, die Verwaltung seines Gutes mindestens zu beaufsichtigen, so würde er wohl dem letzten Reste von Arbeitslust auch noch den Laufpaß geben und einzig dem Genusse der beseligenden Gegenwart leben.

Sehr oft erinnerte sich Rudolf grade in diesem Zimmer — der einstmaligen Wohnstube seines Vaters — jener Pünktlichkeit und Ordnung, die der Verstorbene in Geschäftssachen inne gehalten, des Fleißes, mit dem er Ererbtes zu vermehren gewußt und wie er stets behauptet hatte, die Arbeit sei der Hauptzweck des Lebens und das Vergnügen müsse nur ihr Lohn sein, wenn es die wahre Freude machen solle. — Trat bei solchen Erinnerungen Beschämung über seine eigne Unlust zur Arbeit ein, dann blickte Rudolf wohl, wie zum Trost, zum

Bilde der Schwester empor und dachte, wie arm, freudlos und dunkel seine Jugend durch schwere Geschicke geworden, welch trostlos lange Jahre er verlebt in jener tiefen Abgeschiedenheit fremden Landes, um die Stütze eines verzweifelnden Vaters — der letzte Trost eines gebrochenen Mutterherzens zu sein.

Waren solche Gedanken stets geeignet, ihn hin zu treiben zu seiner jungen Frau, ihr zuzurufen: „laß uns glücklich sein, Estella!" so gab er um so eher seine Beschäftigung auf, wenn sie ihn im ersten Jahre ihrer Ehe aufforderte, mit ihr umher zu fahren, liebe Bekannte aufzusuchen oder kleine Reisen zu machen. — Dann kam eine Zeit, wo einzig das Haus des Glückes Grenze bildete. Beide wurden nicht müde, ihr Kind zu betrachten und sich seiner geringsten Bewegung zu freuen. Wie steigerte sich die Seligkeit der Eltern bei all den kleinen Fortschritten im jungen Leben, und als er jetzt sie rufen konnte, die Namen endlich gelernt hatte, die sie ihm geduldig tausend Male vorgesagt, — als er nun auf eignen Füßen zu stehen begann und täglich besser gehen lernte, da kannte ihre Lust oft keine Grenzen und sie wurden mit zum Kinde — zum glücklichen Kinde wieder!

Auch in der Stunde, wo Rudolf endlich jene Sachen

zum Abschluß bringen wollte, schlichen sich die Sonnenstrahlen seines Lebens in das Zimmer und bald merkte er am fröhlichen Geplauder, was jetzt die Stube noch barg. Wie reizend war Estella in ihrer Bitte um Vergebung: gestört zu haben, in ihrem Geständniß, „es nicht so lange ertragen zu können, ohne ihn zu sehen und ihn doch im Hause zu wissen!" — —

„Nicht wahr, wir werden, sehr artig sein, Regy?" fuhr sie fort, „ganz ruhig uns verhalten und den Papa nicht stören?"

Mit der Ruhe war es aber nicht weit her, die Störung einmal da und wie hätte Rudolf es am Schreibtisch aushalten können, wenn sein Kind ein neues Kunststück erlernte oder die schöne Mutter mit niedlich gespielter Betrübniß sagte: „Regy, der Papa hat keine Zeit für uns — wir müssen heute allein mitsammen fertig werden!"

Frohen Herzens eilte dann der einstmals so ernste Mann zu jenen Beiden, die seine Welt geworden, und wer ihn so mit seinem Kinde spielen, scherzen sah, der würde schwerlich geglaubt haben, daß es einmal Zeiten in seinem Leben gegeben, wo er die finsterste Rache als höchstes Glück seines Daseins erstrebt! —

Und gut war es, klug war es, daß Rudolf Wallberg seines Glückes ungetrübte Jahre nutzte

— Nicht nur in der Natur um ihn her, die in des Sommers vollster, schönster Blüthe prangt, will es Abend werden und das Licht ersterben — auch in seinem Leben, und er scheint dauernd die Ruhe und den Frieden nicht genießen zu sollen! —

Das finstere Verhängniß, das in Rudolf's und Estella's Leben eingriff, Unglück brachte und Verderben mit sich führte, nahte sich ihnen leise und unbemerkt. Es trat in Gestalt des Mannes auf ihren Pfad, der so geebnet schien, welcher zur Zeit der kommenden Schatten langsam und vorsichtig durch den Garten schlich, durch die dichtesten Bosquetanlagen immer näher zum Schlosse vordrang und endlich ungesehen in die Gebüsche schlüpfte, welche sich unterhalb des Parterres hinzogen. Leise, mit größter Behutsamkeit, bog er da die Zweige auseinander, um von möglichst gesicherter Stelle aus Einblick in die Gemächer zu gewinnen, deren Fenster größtentheils geöffnet standen. Endlich befand er sich auch vor dem Zimmer, wo die kleine glückliche Familie weilte. — Heiteres Lachen tönt zu ihm! — er horcht auf — lauscht den Stimmen und Worten, tief geborgen im Gebüsche; — taucht dann vorsichtig empor, sieht in die Stube und gewahrt die hübsche Gruppe. — Kein Ahnen des nahenden Verderbens trübt deren

Freuden; — sie ist versunken in ihr Glück: die seligen Eltern schauen auf ihr Kind, das sie anlächelt; — sie sehen sich an und ihre Blicke verrathen, was sie sich sind — wie sie sich lieben! —

Der scharfen Beobachtung des Mannes entgeht Nichts. Er bemerkt sowohl den Strahl des Glücks im Auge der beiden Personen, wie auch ihre glänzende Umgebung. Seine unheimlichen Augen, die erst wie gebannt hingen an dem lieblichen Aeußern der Frau, an der aristokratischen Erscheinung des Mannes, sich nur flüchtig aber zu dem Kinde wandten, taxirten dann gleichsam die Eleganz ihrer Kleidung, um nachdem, lüstern und begehrlich, hinfort zu eilen über die Einrichtung und Ausstattung des ganzen Gemaches, die Luxus mit Geschmack vereint und jenen Reichthum andeutet, der schon von Jahrhunderten her stammt — Nichts von vergangener und verblichener Pracht aufweist, sondern dessen Fortbestehen in sicheren Andeutungen überall verkündet. Ein Blick des Verständnisses ist's, so zu sagen, den der Mann taxirend und berechnend umher gleiten läßt und der sich da erst wie mit Zauberschlag umgestaltet und wildestes Entsetzen zeigt, als er jetzt auch auf das Bild Adele von Wallbergs sieht, das die letzten Sonnenstrahlen hell umglänzen. —

So schön das junge Mädchen ist, das dort wie lebend aus dem Rahmen tritt, er starrt darauf hin, als sei es ein furchtbares Gespenst. Hätte das Kind in dem Augenblicke nicht so fröhlich aufgejauchzt — die jungen Eltern nicht so herzlich über den jubelnden Knaben gelacht, — sie würden unfehlbar jenen ächzenden Laut des Schreckens, des Entsetzens vernommen haben, mit dem der Fremde von dem Fenster zurücktaumelt und tief in den Gebüschen versinkt, gleichwie zerschlagen und niedergeschmettert. — Sie sehen ihn aber nicht; — sie hören ihn nicht — sie sind einzig mit ihrem Glücke beschäftigt. —

Im nächsten Augenblicke tritt ein Diener in das Gemach. Er meldet dem Gutsherrn, daß in der unweit vom Schlosse gelegenen Ziegelei ein beim Brennen der Backsteine thätiger Arbeiter verunglückt sei.

Rudolf Wallberg nimmt raschen Abschied von Weib und Kind, verheißt Estella baldmöglichste Rückkehr oder mindestens nähere Nachricht über das Unglück und eilt fort.

Estella ist allein! — Ernst schauen jetzt die wilden Augen auf den spielenden Knaben, der in glücklicher Sorglosigkeit forttändelt. Sie denkt voll Theilnahme an den verbrannten Arbeiter, an seine

Angehörigen und jede Spur von Heiterkeit ist aus ihren lieblichen Zügen entwichen. Wie sieht sie so anders aus in diesem Ernst und Sinnen! — Ganz anders ist auch Alles rings um sie her geworden: Der Sonnenstrahl, der licht das weite Gemach durchdrang, ist fort — des Tages Königin verschwunden hinter den Bäumen des Parkes und beinahe düster erscheint nun das große, mit dunkler Holztäfelung umkleidete Zimmer. Auch draußen im Garten liegt nicht mehr der Strahl funkelnden Glanzes auf Blumen und Gräsern, die Schatten haben sich verstärkt, die schimmernde Pracht des Himmels ist erloschen, die Erde umdunkelt — jene leichten Andeutungen der nahenden Nacht sind bestimmter geworden — der Abend ist angebrochen! —

Jene tiefe Stille, die rings um Estella herrscht, unterbricht plötzlich ein Ton — der Ruf ihres Namens. Sie schreckt empor — sieht sich um und gewahrt Niemand.

„Hier, Estella! — hier am Fenster!“ flüstert dieselbe Stimme.

Todtenblässe bedeckt ihr Gesicht, — sie steht wie gelähmt, aber die Augen folgen mechanisch der angegebenen Richtung. Ueber dem Simse des Fensters taucht ein Männerkopf empor — das Antlitz scheint ihr in erster Sekunde fremd; —

es wird ihr aber bekannt, als leis die Worte zu ihr tönen: „Hast Du Stanislaus von Rawicz ganz vergessen?“

Es mußte eine entsetzliche Erinnerung sein, die sich an diesen Namen knüpfte! — Vielleicht würde Estella ohnmächtig hingefallen sein, hätte in demselben Augenblicke, wo dem Erkennen eine lähmende Schwäche folgte, — sich Alles um sie in einem Kreise drehte — sie um sich griff nach einer Stütze und ihr Zustand zu völliger Bewußtlosigkeit überzugehen drohte — wenn da ihr Knabe nicht den lauten Schrei ausgestoßen hätte. — Kaum daß die junge Mutter diesen Ton vernimmt, öffnen sich die schon geschlossenen Augen, sie schnellt empor wie eine Feder — von neuer Lebenskraft durchströmt, — stürzt auf das Kind zu, kniet neben ihm am Boden und birgt es fest in ihren Armen. Er macht sich frei — sieht starr auf einen Fleck; — sie kommt mehr und mehr zu sich und ihre Augen folgen den Blicken ihres Kindes. — Da erkennt sie die Ursache seines Schrecks: wenige Schritte von ihm liegt auf dem Teppich ein Stein, um welchen ein Stück Papier in Briefformat gebunden ist.

Um wie weit entsetzter sieht sie jetzt auf den Gegenstand, der unbemerkt von ihr in's Zimmer

geflogen ist, als das Kind, das dessen Bedeutung nicht faßt und die ganze furchtbare Tragweite der anscheinend so geringfügigen Kleinigkeit nicht ahnt! — Sie, — ach sie sieht nicht nur den Brief, — nein, jene ganze Kette von Leid und Jammer, die an den Stein sich schließt, scheint sie voraus-zusehen! —

Während sie bebend, mit glanzlosem Blick, mit bleichem Antlitz hinstarrt auf das, was sie ereilt und nicht über sich gewinnen kann, den Stein zu erheben, spricht der Mann am Fenster:

„Lies den Brief! — lies ihn bald, geliebte Estella, und laß mein Flehen nicht vergebens zu Dir dringen.“

Am Saume des Tannenforstes, der an den Eschenwalder Park grenzte und nur durch die Land-straße davon abgetrennt wurde, die von der Stadt Arlau, am Gut vorüber, durch's Dorf führte und eine der Hauptchausséen war, welche die Provinz durch-schnitten, lag inmitten eines kleinen Blumengartens ein freundliches Häuschen. Zur Zeit wohnte nur mehr eine alte Frau darin, die Wittwe des ehe-maligen Schloßkastellans Körber. Der verstorbene Baron Wallberg hatte ihr das Besitzthum, das

einst ihre Eltern von ihm gemiethet und wo sie geboren worden, zum Lohn für treue Dienste geschenkt. Sie war in ihrer Jugend Kammerjungfer bei seiner Frau gewesen, ihre und ihres Mannes ganze Familie dienten theils im Schlosse, theils auf dem Gute und hatten stets zu den treuesten, bewährtesten Leuten des Hauses und Hofes gehört.

Die alte Kastellanin Körber, in der ganzen Gegend nur „Mutter Brigitte" genannt, stand sehr vereinsamt in der Welt da. Ihre Kinder starben bereits alle bei Lebzeiten ihres Mannes, und als sie auch diesen durch den Tod verlor, hatte sie als einzigen nähern Anhalt im Leben ihre verwittwete Schwiegertochter und zwei Enkel. Sie nahm die Familie ihres Sohnes zu sich in das kleine Haus, als Baron Wallberg ihr dasselbe schenkte. Die noch junge Frau, die Amme des Schloßfräuleins Adele gewesen war, starb bald und nun lebte Mutter Brigitte mit ihren Enkelkindern ganz allein im „Waldhüttchen", wie das Haus, trotz seines respektabeln Aussehens, noch aus alten Zeiten her hieß.

Die beiden Enkel der Kastellanin, Ludwig und Therese Körber, wurden Spielgefährten des jungen Barons Rudolf, dessen Schwester Adele und Reginald Frankens, der zu jener Zeit, von Baron

Wallberg schon an Kindesstatt angenommen, mit im Schlosse lebte und eben so gern im Waldhüttchen war, wie die freiherrlichen Kinder. Ueber all dem Leben, das diese junge Generation um die Kastellanin verbreitete, vergaß Mutter Brigitte mehr und mehr, wie still und einsam es eigentlich um sie her geworden und wie ihre nächststehenden Lieben ihr Eines nach dem Andern so frühzeitig abgestorben waren.

Der armen Frau war aber beschieden, Alles zu verlieren, woran ihr Herz noch hing, was ihren ernsten Sinn zerstreute und die Tage ihres Alters froh zu machen versprach. Und leider sollte sie diese Verluste in herbster Weise erleben! —

Ihre Enkeltochter Therese, die sie zu derselben Funktion herangebildet hatte, welche sie einst in ihrer Jugend im Eschenwalder Schlosse bekleidet, und die Kammerjungfer bei der Baronin geworden war, sollte die Damen auch auf der Reise nach Italien begleiten, welche die freiherrliche Familie auf den Wunsch der jungen Adele antrat. — Therese bat nun aber die Großmutter so inständig, so dringend, sie in der Heimath zu behalten, daß Jene nicht wagte, sie zur Mitreise zu zwingen. Sie fürchtete, stoße dem Mädchen irgend ein Unglück in der Fremde zu, würde sie nie wieder ruhig

werden können, und so übersiedelte Therese nach Abreise der Herrschaft in das Waldhüttchen. — Nur zu bald erklärte sich dort der Grund ihrer Weigerung. Therese liebte einen der jungen Herren, die häufig zu Gesellschaften in's Schloß gekommen waren, einen Assessor des Arlauer Gerichts, der ihr mitunter gesagt hatte, daß sie reizender denn all die vornehmen Damen wäre, die ihre Herrschaft besuchten. Das junge, sehr lebhafte Mädchen hatte all seine Worte ernster gedeutet — ganz außer Augen gelassen, daß er aus sehr stolzer altadeliger Familie stammte und sich dem bestimmten Hoffen hingegeben, er würde sich mit ihr verbinden. Die von ihrer Enkelin sehr eingenommene Großmutter, die keine Grafenkrone zu hoch für die weiße Stirn Theresens gehalten, theilte sehr bald die kühnen Pläne des Mädchens, nährte die Liebe durch unvorsichtiges Reden und da der Assessor sehr häufig am Waldhüttchen vorüber fuhr und ritt, stets freundlich seine Bewohner grüßte, manchmal sogar auf eine Viertelstunde bei der Kastellanin einkehrte und nach dem Ergehen der Wallberg'schen Familie in Italien fragte — so erwarteten beide Frauen nach all diesen günstig gedeuteten Anzeichen einzig seinen Heirathsantrag. — Wie ein Donnerschlag traf sie die Nachricht seiner Verlobung mit

einer jungen Gräfin auf einem benachbarten Gute. — Kam er danach am Waldhüttchen strahlenden Angesichts vorüber, zu seiner schönen Braut zu eilen, gab sein Anblick dem Mädchen einen Stich in's Herz, — riß der Großmutter verletztem Stolze tiefe Wunden und die Gespräche Beider über ihn bewegten sich in solchen Ausdrücken von „Verrath und Treulosigkeit", daß wer sie nur einmal hörte, nicht anders glauben konnte, als daß der Assessor auf's Gewissenloseste mit vertrauendem Gemüthe gespielt und die arme Therese bitter getäuscht — ja betrogen habe.

Der Bruder Theresens, Gärtner im Schlosse, war leider zu wiederholten Malen Zeuge von der Schwester Thränen und der Großmutter Aerger. Tief ergriff ihn Beides und völlig in Verzweiflung gerieth er, als das betrübte Mädchen endlich erkrankte und in den Phantasien nach dem treulosen Geliebten rief. Auf dem Wege der Besserung bereits, warnte der Arzt Theresen vor Erkältung; sie aber setzte sich danach dem schärfsten Zuge aus, blieb bis tief in die Nacht im feuchten Walde und bald darauf stand der Bruder an der Leiche des einst so blühenden Mädchens, neben der die Großmutter, von einem bis zum Wahnsinn gesteigerten Schmerze, Verwünschungen gegen Den aus-

stieß, den sie den Mörder ihrer geliebten Enkelin nannte.

Trotz all der über ihn ausgestoßenen Flüche erging es dem Assessor wohl und gut, unbefangen grüßte er nach wie vor zum Waldhüttchen hinüber, wenn auch jetzt ernster, sah er die in tiefe Trauer gekleidete Kastellanin. Als er einmal den Weg zu seiner Braut zu Fuße machte und der junge Ludwig Körber ihm in Nähe des Eschenwalder Dorfes begegnete, trat er sehr freundlich auf ihn zu und sprach ihm in herzlichster Weise sein Bedauern über den frühen Tod seiner hübschen Schwester aus. Der junge Gärtner gerieth in unbeschreibliche Aufregung, ergoß sich in einen Strom bitterster Schmähungen und nannte den Assessor so, wie seine Großmutter ihn hundertfach bezeichnet hatte, „den Mörder Theresens". Der vornehme Mann, welcher bis dahin ruhig, gelassen die Anschuldigungen widerlegt, wurde nun auch heftig, — der anfängliche Wortwechsel steigerte sich zu Streit, und hingerissen von Zorn, Schmerz und Wuth, stach Ludwig Körber mit seinem Gartenmesser, das er unglücklicher Weise bei sich trug, nach dem Assessor, den er seit Monden schon als seinen bösesten Feind haßte.

Die That hatte Zeugen. Vorübergehende, von

dem Wortwechsel angezogen, schlichen unbemerkt der Stelle im Parke nahe, wo die beiden Männer mitsammen stritten. Sie horchten, sie hörten mit Interesse, vielleicht sogar mit Vergnügen, die bittern und derben Bescheide an, die ein Mann aus dem Volke feinen, vornehmen Stadtherren gab; doch sie sprangen mit lautem Geschrei dem Wehrlosen bei, als der leidenschaftliche Gärtner nach ihm gestoßen und ihm eine erhebliche Verletzung, wenn auch nicht tödtliche Verwundung beigebracht hatte.

Ludwig Körber befand sich schon am Abend nach seiner übereilten That, zum Bedauern Aller, die ihn kannten, im Arlauer Stadtgefängniß, und als er inmitten berittener Gensd'armen am Häuschen der Großmutter vorüber gekommen war, hatte man die alte Frau nur mit Mühe davon zurückgehalten, sich in der Verzweiflung ihres Herzens ein Leid anzuthun.

Mehr die Schmach, als die Furcht vor der Strafe führte Ludwig zu neuer unbesonnener Handlung, denn diese Strafe versprach durch die Fürbitte des Angegriffenen und die humane Art, wie er viel Schuld auf sich nahm, nicht so hart zu werden. — Ludwig entfloh während der Untersuchungshaft aus dem Gefängnisse und blieb seit-

dem verschollen. Die zehnjährige Tochter des Schließers, die des jungen Gärtners kleine Freundin war und ihn in Eschenwalde kennen gelernt hatte, als sie bei ihrer Tante, der Frau des Schloßverwalters, zum Besuch gewesen, wurde seine Befreierin. Trotzdem ihr Vater in Folge ihrer kühnen That gefänglich eingezogen wurde, meldete sie sich nicht früher als die Schuldige, bis sie zu gleicher Zeit der alten Kastellanin Körber ein Zetelchen überbringen konnte, auf dem die Worte standen: „Ich bin in Sicherheit, Großmutter!" Es war fast ein Vierteljahr nach Ludwigs Flucht.

Die alte Frau zeigte wenig Dankbarkeit gegen die kleine Retterin, denn ihr wäre lieber gewesen, ihr Enkel nahm die Strafzeit geduldig hin und wurde später wieder Gärtner in Eschenwalde, als daß nun noch die Schande steckbrieflicher Verfolgung über ihn und sie gekommen war und er sich durch seine Flucht für ewig die Heimkehr in's Vaterland abgeschnitten hatte. Vergebens sagte ihr die kleine Marie Lührmann, daß ihr Enkelsohn ihr aufgetragen habe, auszurichten: „wie er lieber in der Fremde hungern wolle, wo Niemand seine That und seine Schande kenne, als in der Heimath üppig leben mit dem Makel an seiner Ehre und Namen." Die alte Frau trug einzig ihren

Gefühlen Rechnung und nicht dem Charakter ihres Enkels, der stets Stolz mit störrischem Wesen vereint hatte und dem die Beraubung seiner persönlichen Freiheit — sein Gang in's Gefängniß — bereits mehr Strafe und Buße gewesen, als manchem Andern in seiner Stellung und Lage eine Kerkerhaft von Jahren.

In der Hoffnung, ihres Enkels Aufenthalt durch die kleine Marie Lührmann noch ausfindig zu machen, beantragte sie Verhör des Kindes, das ihr jenen Zettel gebracht. Dies ergab kein anderes Resultat, als ihre bereits gemachten Angaben, wie sie sich in der Nacht der Schlüssel zu Ludwigs Gefängniß zu bemächtigen gewußt, ihn hinaus gelassen und mit ihm verabredet habe, „gelänge seine Flucht und sei es ihm möglich, ihr Nachricht darüber zu geben, der Brief in der Vase am Eschenwalder Muschelhause niedergelegt werden solle," wo sie Beide einen Versteck kannten. Dort hatte sie den Brief gefunden. Sie zeigte auch nachdem, wie man das Postament an der Vase zu drehen habe, daß eine Oeffnung erzielt wurde und gab dann noch an, daß sie die Nachricht dort lange gesucht und endlich gefunden habe. Wo Ludwig war, ermittelte man nie.

Das zarte Alter der kleinen Verbrecherin schützte

sie vor gerichtlicher Belangung. Ihr Vater verlor zwar seinen Posten, doch da er dessen längst überdrüssig gewesen und sich nie wohl in seiner Stellung gefühlt hatte, wog der Verlust nie schwer für das Kind und Beide waren vollkommen getröstet, als sie in dem freundlichen Dorfe Eschenwalde wohnten, anstatt im düstern Hofe des Gefängnisses zu Arlau.

An der Kastellanin behielt die heranwachsende Marie stets eine geheime Feindin, doch ihr leichter fröhlicher Sinn überwand das und sie trat stets so unbefangen in ihr Haus, plauderte so sorglos mit der bösen Frau, als sei sie der willkommenste Gast des Waldhüttchens.

Böse, ja sogar sehr böse, hart und bitter war Mutter Brigitte nach dem neuen Unglücksfall geworden. So gesucht denn einst ihr Häuschen von der Schloßdienerschaft und den Dorffrauen gewesen, so sehr mied man dann die alte mürrische, heftige Frau, die sich dadurch immer tiefer in ihren Kummer und Groll vergrub, und immer einsamer lebte.

Rudolf Wallberg hatte schon kurz vor den Unglücksfällen, die sein Haus betrafen, die Schicksale seiner Jugendgespielen gehört. Er vergaß sie auch nicht, trotzdem er selbst viel Schmerzliches erlebte, und als er in die Heimath zurückkam, suchte er die

alte Dienerin seiner Familie gleich auf. Wie menschenfeindlich und unzugänglich er selbst geworden — so rauh und abstoßend er war — sie machte er weicher, besser, ergebener in ihr Geschick und es schien, als ginge ihr Kummer in dem seinen unter, der ihr so tief in die Seele schnitt.

Um die Zeit stand die alte Kastellanin auch ganz allein, denn die kleine Marie Lührmann, die ihren Vater verloren, hatte einen Dienst in der Residenz angetreten. Als nun aber der sogenannte «Einsiedler von Eschenwalde» sie besuchte und Mutter Brigitte weit über ein Jahr die Einzige war, die Zutritt zum Gutsherrn hatte und die er um sich duldete, da kam das vernachlässigte Häuschen am Waldessaum wieder in Aufnahme. Man hoffte, durch die Kastellanin Näheres über den menschenscheuen jungen Baron zu hören, den wahren Sachverhalt der Geschicke zu erfahren, die sein Haus betroffen hatten und kehrte sich daher plötzlich nicht mehr an die rauhe Außenseite der alten verbitterten Frau, die Alle seit Jahren so unausstehlich gefunden.

Frau Kastellanin Körber, die einst gern ein wenig mit den Dorffrauen geplaudert und mit der Dienerschaft alle Vorgänge des Schlosses noch lieber besprochen hatte, — sie, der die langen einsam ver-

lebten Jahre gar lang geworden und still gewesen waren, nahm Alle, die sie wieder zu besuchen anfingen, freundlich auf, jedoch ein sehr bescheidenes Resultat erzielten die vielfachen Bemühungen, Aufklärung durch sie über jene mit Baron Rudolf vorgegangene Veränderung zu erhalten. Entweder hatte Frau Brigitte selbst nichts Näheres erfahren, als was längst all die dunkeln Gerüchte besagt — und dies war bei dem verschlossenen Charakter und Wesen des Gutsherrn das Wahrscheinlichste, oder sie war zu treue Dienerin, um das, was er ihr anvertraut, weiter zu erzählen. Wie es sich nun eigentlich verhielt, enträthselte Niemand, weil die alte Brigitte beharrlich auf alle Fragen schwieg, oder einzig, eine vielsagende Miene annehmend, in einem Tone sprach, der tausendfältige Deutung zuließ: „Ihr fragt, warum unser junger Baron gar so ernst und düster aussieht, weshalb er, der noch so jung ist, still und einsam lebt? — Ach, lieben Leute, er hat wohl den Schmerz zu sehr kennen gelernt, um noch Freude an den vergänglichen Dingen dieser Erde zu finden."

Gab Frau Brigitte nun aber auch geringe Auskunft, so doch einen guten Kaffee und vortrefflichen Kuchen und das söhnte Viele, die sie besuchten, mit ihr aus. Die Schloßdienerschaft, die

wegen dieses Grundes allerdings das kleine Haus nicht aufzusuchen brauchte, kam aus jener, ebenso anziehenden Ursache: durch solche Visiten eine Abwechselung in ihr stilles Leben zu tragen. Wußte Frau Körber auch nichts Neues, so immer noch etwas Interessantes aus alten Zeiten zu erzählen und Alle hörten um so lieber davon, als die gegenwärtigen in Eschenwalde, der allgemeinen Ansicht zu Folge, wenig Erbauliches boten, ihr Herr eingezogener denn eine Schnecke lebte und ein stiller Tag so genau dem andern glich, daß von allen nur ein und dasselbe zu berichten war, nämlich der ewige Kreislauf ihrer eignen ungewöhnlichen Arbeit und Eintönigkeit des Daseins.

Den kleinen Kaffees und angenehmen Plauderstündchen im wohnlich eingerichteten Stübchen der alten Brigitte drohte die Gefahr eines nochmaligen Unterganges, als Rudolf Wallberg nach seinen Reisen mit Reginald Franken der Kastellanin den Beweis lieferte, daß sein Herz und Gemüth doch nicht so völlig abgestorben waren, wie er selbst einst gewähnt und sie immer angenommen hatte. Als sie nämlich nach seiner Verbindung mit Estella erkannte, daß die von ihr so vergänglich gehaltenen Freuden der Erde immer stärkeren Reiz für ihn zu entfalten begannen und er über dem neuen Glück

das alte Leid vergaß, da tauchten die alten herben Sonderbarkeiten ihres frühern Wesens wieder auf und sie wurde in ihrem Aerger, daß Eltern und Schwester dem Gutsherrn anscheinend Nichts mehr galten, die junge Frau ihm Alles ersetzte, von Neuem der Art erbittert, wie sie einst gewesen. Das Zusammensein mit ihr wurde Allen verleidet und von Behaglichkeit und Gemüthlichkeit war im Waldhäuschen selten Spur mehr zu finden.

Rudolf, der den Zorn der alten Frau recht gut merkte, ignorirte ihn aber. Er fand den Schlüssel zu ihren Sonderbarkeiten nur zu bald, wußte, daß sie ihn viel zu sehr liebte, ihm das gefundene Glück nicht zu gönnen und ihre neu vorbrechende üble Laune wohl den Hauptgrund in dem traurigen Bewußtsein hatte: daß für sie keine Aussicht auf bessere Zeiten mehr vorhanden war, und lebte selbst ihr verschollener Enkelsohn noch, ihm doch die Heimath ewig verschlossen bleibe und sie ihn nie wieder finden könne, ohne gleich die Befürchtung hegen zu müssen, ihr auf schrecklichste Weise abermals entzogen zu werden.

Der Groll der alten sonderbaren Kastellanin bekam neue Nahrung dadurch, daß Estella Marie Lührmann als Kammerjungfer zu sich nahm. Sie hatte die That des Kindes nicht vergessen und ver=

ziehen, welche sie noch immer als ihres Enkels größtes Unglück betrachtete. Dieser Groll ging so weit, daß sie die Läden an der Fronte ihres Häuschens hermetisch verschlossen hielt, um nur nicht die junge liebliche Frau zu sehen, deren Güte und Schönheit Jeder lobte, welcher sie aber nicht vergeben konnte, daß sie das Erinnern an die unglückliche Adele so ziemlich ausgelöscht hatte und ihr nun noch Marie Lührmann vor Augen brachte. Den Dorfleuten wie Gutsunterthanen und der ganzen Dienerschaft machte sich Frau Körber völlig verhaßt durch diese feindselige Gesinnung und bald söhnte der süßeste Kuchen ihre Sonntagsgäste nicht mehr mit den bittern Redensarten aus, in denen sie sich theils über die junge Frau erging, die Alle so verehrten, anderntheils über sie selbst zornig ausließ, daß sie so fröhlich über das neue heitere Leben in einem Hause sein könnten, in dem man nur zu trauern habe über den entsetzlichen Verlust der alten Herrschaft und deren Tochter.

Estella erfuhr durch Rudolf auf schonende Weise, daß sie eine so erbitterte Feindin in ihrer neuen Heimath hatte, und er erzählte ihr auch von den trostlosen Geschicken, die sie ereilt und welche ihren einstmaligen gutmüthigen Charakter so völlig verwandelt. That ihr jener unbegründete Haß der

alten Frau weh, so ließ sie sich wenigstens Nichts anmerken und verweigerte nur, nachdem sie einmal mit ihrem Manne bei ihr gewesen und nicht eingelassen worden war, sie noch einmal zu besuchen. Später aber suchte sie in ihrer lieblichen Weise den Zorn zu entwaffnen und den Haß in Liebe zu verwandeln. Als ihr Sohn einige Wochen alt war und sie wieder ihre weiten Spaziergänge durch den Park machen konnte, sah man sie eines Tages, mit ihrem Kindchen auf dem Arm, in's Haus der alten Kastellanin eintreten. Furchtlos schritt sie durch die Thüre, die an dem Tage nicht verschlossen war und stand einige Minuten später vor ihrer Feindin, die am Spinnrade saß und starr auf sie hinblickte. Mit ihrem sonnigsten Lächeln erwiderte Estella diesen mehr feindlichen als freundlichen Blick, reichte ihr den blühenden Knaben und sagte mit bebender Stimme: „Dies ist der Enkelsohn der Herrschaft, Mutter Brigitte, an der noch so fest Ihr treues Herz hängt!“

Die Alte brach in Thränen aus. Sie war aber völlig überwunden, als die junge Frau sanft hinzu fügte: „Hätten Sie es denn eigentlich lieber gesehen, daß das ganze Haus Wallberg ausstarb, weil Eine freiwillig aus dem Leben schied? — Sollte der Sohn sein Dasein einzig den Todten wid-

men, wo das Leben doch noch Ansprüche an ihn hat?“ —

Frau Brigitte führten diese einfachen Fragen zur Einsicht, wie thöricht sie gehandelt hatte und bat Estella, ihr zu vergeben: „in ihr nicht längst Die geehrt und geliebt zu haben, der die hohe Ehre zu Theil geworden, als Mitglied in die Familie Wallberg einzutreten und dem Hause neuen Sprossen zu schenken.“ — In welch eigenthümliche Form auch dieser Wunsch nach Verzeihung gekleidet war, Estella beachtete das nicht und hielt sich einzig am Erfolg. Sie hatte die alte Frau mit dem Neuen ausgesöhnt und dies war ihr Hauptsache, denn ihr sanftes Herz litt unter Haß und Feindseligkeit zu sehr, um nicht Ausgleich um jeden Preis zu wünschen.

Estella besuchte seit dem Tage die alte wunderliche Frau öfter und war fortan immer ein gern gesehener Gast ihres Hauses. Rudolf hatte gegen diese weite Wanderungen durch den großen Park zum Hause der Kastellanin Körber, die seine Frau nur immer dann antrat, wenn Geschäfte ihn auf Stunden entfernt hielten, seitdem um so weniger Etwas einzuwenden, seitdem er darüber beruhigt war, daß ihr in der Einsamkeit des vom Schlosse fern liegenden Gebiets Nichts zustoßen konnte — ähnlich jener Begegnung im bayrischen Gebirge,

deren Zeuge er geworden und die seither ein Schreckbild seiner Phantasie geblieben. Seiner Estella Leidenschaft für weite Promenaden kennend, hatte er, nachdem er mit ihr verlobt war, gleich den Befehl gegeben, das ganze Terrain des Parks theils mit Pfählen umfriedigen zu lassen, theils mit hohen Eisengittern abzugrenzen und somit die Gefahr abzuschneiden, daß seiner Frau einst in dem entlegenen Reviere ein Bettler begegnen oder ein Fremder sie behelligen konnte.

Für alle aus der Stadt Arlau Kommende, deren Weg über Dorf Eschenwalde führte, war diese gezogene Grenze zwar ein Schaden, denn die schattigen Wege, die zum Dorfe durch den Park hinliefen, waren nicht nur im Sommer äußerst angenehm gewesen, sie hatten auch um ein Bedeutendes der Landstraße weiten Bogen um das gutsherrliche Gebiet abgeschnitten. — Rudolf schwankte aber nicht einen Augenblick, wem künftig der größte Vortheil gebührte. Um mindestens Ausgleich herzustellen, ließ er neuen Pfad über verschiedene Felder anlegen, die ihm gehörten, sowie auch im Walde eine Art von Allee schlagen, daß denn auf die Weise auch ein kürzerer Weg für Fußgänger erzielt wurde.

Die großen Kosten dieser Anlagen und Ein-

richtungen gaben seltsamer Weise der ganzen Umgegend den ersten Begriff von der Stärke seiner Liebe. „Was mußte diese Frau ihm gelten, konnte er ihr so viel opfern?“ So sagten nicht allein die Dorfleute, so dachten ziemlich Alle. Und in mannigfacher Beziehung hatten sie nicht ganz Unrecht. Jeder Landwirth wird oder ist mehr oder minder ökonomisch, wo es nur eine Ausgabe gilt, die nicht den mindesten Vortheil erzielt und nicht einmal zur Verschönerung des Terrains beiträgt. Rudolf dachte nun trotz des enormen Kostenüberschlags nicht eine Sekunde, daß es viel Geld oder gar zu hohe Ausgabe wegen jener Leidenschaft Estella's für weites Umherschweifen sei. Das an Freiheit gewöhnte „Kind der Alpen“, wie er sie nannte, hatte seiner Ansicht nach in Eschenwalde schon hinlänglich genug zu opfern, wenn sie sich auf diesen Park beschränkte, wo sich ihr wohl manche Pracht an Bäumen, aber nicht die geringste Entschädigung für die verlassene großartige Naturscenerie bot. — Estella nun aber gar auf den Garten, ganz auf die Nähe des Schlosses zu beschränken, würde ihm unbarmherzig erschienen sein. So sollte sie denn wenigstens möglichst viel Terrain für ihre Spaziergänge haben. Die Größe und Weite des Parkes machte eine Schranke von Außen gegen fremde

Eindringlinge übrigens um so nöthiger, als die Gegend eine sehr belebte durch die nahe Landstraße war, oft gradezu ein wenig unsicher wurde, wenn die Armuth in den entfernt liegenden Gebirgsdörfern, die immer eine große genannt werden konnte, zur Noth stieg und Schaaren von Bettlern das gesegnete Thal überschwemmten.

Wie glücklich fühlte sich Rudolf, als Estella anfangs die gezogenen Grenzen des Parkes gar nicht bemerkte und als sie dieselben endlich sah, freundlich versicherte, das Terrain übergroß genug für ihre Gänge zu finden und der Park zu schön sei, um ihn gegen die Felder außerhalb desselben einzutauschen. Lachend fügte sie bei der Erklärung hinzu: „Da ich überhaupt jetzt einen Wagen zur Disposition habe und mit Leidenschaft fahre, finde ich's auch viel zu bequem, auf die Weise die Fernen zu durchmessen, als mich nach meinen Wanderungen mit Fair und Patrik so zu sehnen, wie Du glaubst."

Als Estella aber erst einmal den Park bis zu seinen Grenzen durchschritten hatte, wurde doch ein ziemlich entfernter Punkt vom Schlosse das Hauptziel ihrer einsamen Gänge. Dort am Ausgang, gegen Feld und Landstraße hin, bot sich nicht nur von einem künstlich angelegten Hügel aus weite

Aussicht über blühendes Land, auch eine herrliche Ansicht des Gebirges, das die Provinz gegen den Nachbarstaat abgrenzte.

Wie fern, wie unbedeutend dieser Bergzug auch gegen die mächtigen Ketten der Alpen war, an die Estella's Auge gewöhnt — sie rief sehr glücklich: „Es sind doch Berge und ihr Blau mahnt mich an jene Fernen, wo die Mutter ist." — Erlaubte das Wetter nur einigermaßen zu gehen, so war sie sicher an dem Platze zu finden, und traf Rudolf sie nicht im Schlosse an, wenn er außerhalb Geschäfte gehabt, wußte er stets, wo er seine Frau zu suchen hatte.

Jahrhunderte zuvor, ehe Estella nach Eschenwalde gekommen war, mußte schon Jemand eine ähnliche Vorliebe für die weiten Fernen und jenen hübschen Gebirgszug gehabt haben. An der Stelle nämlich, wo der Blick in die Landschaft der weiteste und sicher auch schönste war, erhob sich auf künstlicher Anhöhe ein kleiner wunderlicher Bau, halb noch mit Muscheln umkleidet, wonach er auch „das Muschelhaus" hieß. Durch Wind und Wetter, durch seine ziemlich freie und ein wenig stark den bösen Einflüssen ausgesetzte Lage hatte er wohl eben so viel von seiner ursprünglichen Schönheit äußerlich eingebüßt, wie durch den Lauf der Zeit

und die Gewaltakte zerstörender Kinderhände. Umzog auch immer schon ein ziemlich breiter Graben den Park, an der Feldseite und nach der Landstraße zu — stieg das Muschelhaus sogar, gegen diese Landstraße hin, auf ziemlich hoher Mauer empor und hatten Gestrüpp und Dornen vom Graben aus eine zweite Schutzwehr gegen das Andringen von Außen gebildet — wohin indessen reicht nicht der Wille der vernichtenden Menschenhand bei allen solchen, nicht mit Schloß, Riegel und durch Polizei verwahrten Erbstücken der Vergangenheit? — So dachten die Dorfkinder auch wahrscheinlich, daß die Stege, die an einzelnen Stellen der Landstraße über den Graben errichtet waren, einzig deshalb angelegt worden, um möglichst bequem an das alte Muschelhaus herandringen zu können und sich die Muscheln zum Spielen zu holen.

Wo nun der Mensch aber in blinder Lust zerstörte, hatte die Natur sich bei dem alten Bau vermittelnd in den Weg gelegt, mit Moos und Schlingkraut die kahl gewordenen Stellen überwuchert und alle Schäden nicht nur sorgsam, auch sehr hübsch zugedeckt. Estella mindestens fand es reizend, dies in seinen untern Partien reich mit grün umwucherte Häuschen, das oben sich noch

dicht gedeckt mit bunten Muscheln und Steinen zeigte. Und wie hübsch nahmen sich erst die mit Muscheln nnd Korallen verzierten Säulen am Portal aus, die über der verwitterten Steintreppe emporstiegen und das mosaikartig aus allem möglichen Gestein gebildete Wappen der Wallbergs trugen! Die Vasen auf dem Geländer der kleinen Treppe und Altane, aus hartem festen Stein, hatten am besten dem Andrange der Zerstörung gewehrt, und wiesen noch die ganze Kunst alter Zeiten in tausendfachen Schnörkeln und Gebilden auf. Sie enthielten eine Fülle von Schlingkraut und deren üppiges Gedeihen schien Schritt gehalten zu haben mit dem Wachsthum droben in den Kronen der Eichen, die ihr Gezweig zu einer Art von Laubdach über den Bau gewölbt hatten.

Ob nun aber das Muschelhaus von Außen vielfach den Einfluß der Alles zerstörenden Zeit aufwies, — im Innern zeigte sich's dafür desto wohlerhaltener. Die Räume bestanden in einem ziemlich großen Zimmer, das mit Jagdtrophäen aller Art ausgestattet war und an welches ein Kabinet stieß, das ersichtlich früherhin als Schlafgemach benutzt worden, denn da stand noch ein mächtiges Himmelbett, ein alterthümlicher Toilettentisch und ein Kleiderschrank mit den Ueberresten

reicher Herrengarderobe. Die Kamine in beiden Stuben erwiesen sich als vielfach benutzte, die von Rauch geschwärzte Küche, mit dem großen Herde, zeugte ebenfalls von längerem Gebrauch, und selbst die Mansarde im Dachstuhl enthielt noch deutliche Spuren davon, daß auch sie vor Zeiten Insassen gehabt und wahrscheinlich einem Diener zur Wohnung gedient hatte.

Rudolf wollte, als er Estella's Interesse an dem kleinen Muschelhause bemerkte, das Ganze renoviren und modern für sie einrichten lassen. Er wurde nur durch ihre Bitten daran verhindert. Sie versicherte, es so, in diesem Schmucke alter Zeiten, umweht vom Zauber des Geheimnißvollen und als freien Spielraum für alle möglichen Phantasien, viel hübscher und interessanter zu finden.

Estella theilte übrigens darin nur Rudolfs Geschmack und scheinbar auch den Aller, die vor ihr in Eschenwalde gelebt und an dem alten Bau vergangener Jahrhunderte weder im Innern, noch Aeußern Etwas verändert hatten. Sah man noch diese Einrichtung, so hätte man annehmen können, das Häuschen sei gefeit gewesen, denn nirgend war eine Neuerung anzutreffen und das Ganze machte den Eindruck, wie wenn Der, der es bewohnt, vor langen Zeiten hinausgegangen sei und den Befehl

gegeben habe, Alles unangetastet bis zu seiner Wiederkehr zu lassen — diese Heimkehr aber, obgleich Jahrhunderte nun seit seinem Scheiden vergangen — nie erfolgt wäre. Die alte Kastellanin behauptete, sowie Tisch und Stühle da ihren Platz einnähmen, wie jetzt die halbvermoderten Bücher aufgeschlagen lägen, — die Leuchter auf dem Kamine ständen, so habe sie es zuerst als Kind gesehen und so habe ihr Großvater es ebenfalls in seiner Jugend erblickt. Obschon denn nichts Genaues sich über Den erhalten, der in dem Häuschen gewohnt, keine bestimmte Sage sich an den alten Bau knüpfte, so hatte die Ansicht mehr und mehr Glauben und allgemeine Verbreitung im Dorfe und in der Umgegend gefunden: „daß Nichts in den Stuben und an der Einrichtung verändert werden dürfe, ohne Schaden oder gar Unglück für Den herbeizuführen, der daran taste und rüttle.“ Eben so fest war man überzeugt, daß der ehemalige Bewohner des Muschelhauses von Zeit zu Zeit wiederkehre und nachsähe, ob auch noch Alles so stehe und liege, wie er es verlassen habe.

Unterstützung, daß am Muschelhause Alles nicht so recht geheuer sei, hatte der Aberglaube an etlichen Dingen erhalten. Ein Parkhüter, der sich vielfach über die Zerstörungen an dem bunten Bau ärgerte,

den jeder Fremde eine Zierde des Terrains nannte, erbat sich eines Tags vom Baron Wallberg die Schlüssel zum Hause und danach hieß es plötzlich, der Geist sei wiedergekehrt, stände in Hut und Mantel auf der Altane und sitze Nachts bei Licht über den alten aufgeschlagenen Büchern. Der Gutsherr, eine List ahnend, fragte den Parkhüter und er gestand, die Sachen des Kleiderschranks nicht nur benutzt zu haben, um den Geist zu spielen, als er gewußt, daß die Dorfjugend in corpore mit Leitern gegen die letzte Pracht der Muscheln und Korallen ausgezogen sei, — daß er auch Nachts verschiedene Male in das Zimmer eine kleine Lampe mit wenig Oel gestellt und dann in's Dorf gelaufen wäre, Zeugen zu holen, daß schwacher Lichtschein durch die Läden des Muschelhauses dringe. Seine Absicht, das Haus zu schützen, krönte unglaublicher Erfolg, seitdem Viele den Lichtschein gesehen hatten, — die Lampe dann grade a tempo verlöscht war, wenn man schaudernd die Helle betrachtet. — Nachdem der kühne Parkhüter danach muthig mit etlichen beherzten Männern in das Muschelhaus gedrungen war, Niemand darin gefunden und entdeckt — nur der Geruch von ausgebranntem Oel und Docht von Allen bemerkt worden — so hatte dies als stärkster Beweis noch

gegolten, daß das Auge sich von Außen nicht getäuscht, was Manche vielleicht behauptet haben würden, die da weniger abergläubisch gewesen.

Die Aufgeklärteren konnten nicht gegen diese Welt von Beweisen ankämpfen und Baron Wallberg, der sein Muschelhaus gern erhalten wollte, machte jener Streich des Parkhüters viel zu großes Vergnügen, um den Gerüchten zu widersprechen. — Als er später redete, war es zu spät, und man meinte nun, „es sei ihm nicht angenehm, daß einer seiner Vorfahren zu ruhelosem Umherwandern verdammt sei.“

Das Muschelhaus zog größten Vortheil von diesem Aberglauben. Die Natur hatte vollauf Zeit und Muße, die beraubten Wände mit Moos und Schlingkraut zu überwuchern, und man überließ fortan dem umgehenden Geiste so vollständig das verrufene Terrain, daß die Thüren und Fensterläden kaum noch des Verschlusses der festen Eisenstangen bedurften, die man einst noch angelegt hatte, mindestens das Innere des Hauses vor Einbruch und Beraubung zu schützen.

Mehr denn je wurden die alten Sagen und Geschichten besprochen zur Zeit, wo Ludwig Körber dem Gefängniß entsprungen war, denn da hatte man eines Nachts wieder deutlich Licht, noch dazu

helles Licht hinter den Läden des Muschelhauses gesehen und überall hieß es im Dorfe: „der Geist ist wieder da!“ — Erst später klügelten Einzelne heraus: ob nicht der junge Mann dort Rettung gesucht und gefunden, wenn auch vordem Niemand auf die Idee gekommen war, ihn da zu vermuthen. Wohl fragte man die kleine Marie Lührmann, „ob sie ihm dahin Essen gebracht,“ doch ihr Vater entgegnete, da das Gericht ein unwissend Kind in Ruhe gelassen, sollten auch Andere sie nicht mehr behelligen, namentlich da er ja zur Strafe seine Stellung eingebüßt hätte und hiermit die Sache abgethan gewesen wäre.

In späteren Jahren, zur Zeit, wo Estella Herrin von Eschenwalde geworden, hätten die alten Sagen leicht einen Umschwung erleiden können, denn wenn Vorübergehende sie hie und da sitzen sahen, oben auf der Balustrade der kleinen Steinaltane, im hellen Sommerkleide, das liebliche Gesicht von den langen blonden Locken umweht, so war gar Mancher geneigt, sie für ein Wesen des Feenreiches zu halten und nicht für Gestalt der Wirklichkeit. Ihr freundlicher Gruß in verständlicher Sprache, ihr blühendes Antlitz mit seinem sonnigen Lächeln oder die neben ihr auftauchende, Allen wohlbekannte Erscheinung des Baron Wallberg, wurden die Wi-

derleger neuer Phantasien, obschon Rudolf stets behauptete: sitze sie im weißen Gewande einmal da, sei es um den im Sammetmantel und Federbaret umgehenden Geist ganz gewiß geschehen und eine Fee daraus geworden.

Nach und nach wurde man es gewohnt, die junge Frau am Muschelhause zu erblicken. Wie reizend erschien sie dort allen Vorüberkommenden, unter dem grünen Laubdach der Eichen, hatte sie das blaue Auge der Ferne träumerisch zugewandt, saß, sie so sinnend vor dem grün umwucherten Hause, das noch immer im Stande war, durch sein buntes Gestein und Korallen die Sagen von Märchenpalästen zu verkörpern.

Wie oft, wie lange nun aber auch Estella sinnend, denkend an dem einsamen Platze im Parke saß, in die Ferne schaute oder dem Flüstern des Laubes lauschte, das sie geheimnißvoll genug dort oft umtönte, — nie kam ihr zu jener Zeit ungestörten Glückes, ungetrübten Friedens die Ahnung, wie sie an dieser Stelle noch die dunkelsten, die schwersten Stunden ihres Lebens durchkämpfen sollte, — wie das alte, so hübsche Muschelhaus die traurigste Erinnerung ihres ganzen Erdendaseins umschließen würde.

Leipzig,
Druck von A. Edelmann.